

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

Raymond Aron
Pietro Quaroni
Peter Dürrenmatt

Die Deutschen in
französischer, italienischer
und schweizerischer Sicht

B 26/65
30. Juni 1965

Raymond Aron, Professor für Soziologie und Philosophie an der Sorbonne und Journalist (Leitartikler des „Figaro“); geb. 14. März 1905 in Paris. Veröffentlichungen u. a.: Introduction à la philosophie de l'histoire; La sociologie allemande contemporaine (deutsch: Deutsche Soziologie der Gegenwart, Stuttgart 1953); Les guerres en chaîne, 1951 (deutsch: Der permanente Krieg, Frankfurt 1953); Espoir et peur du siècle, 1957; L'opium des intellectuels (deutsch: Opium für Intellektuelle, Köln 1957); Frankreich in der modernen Welt, Ebenhausen 1960; Paix et guerres entre les nations, 1962 (deutsch: Frieden und Krieg, Frankfurt 1963); Le grand débat, 1963 (deutsch: Einführung in die atomare Strategie, 1964).

Pietro Quaroni, Dr. jur., geb. 3. Oktober 1898 in Rom. Von 1920 bis 1964 im italienischen diplomatischen Dienst, u. a. in Istanbul, Moskau und Kabul, 1944 Botschafter in Moskau, 1947 in Paris, 1958 in Bonn, 1961 in London. Seit August 1964 Präsident des Italienischen Rundfunks und Fernsehens.

Veröffentlichungen u. a.: Diplomaten unter sich. Erinnerungen eines Botschafters, Frankfurt 1954; Diplomatengepäck, Frankfurt 1956; Die Stunde Europas, Frankfurt 1959; Politische Probleme der Gegenwart, Bonn 1960; Koexistenz zwischen Freiheit und Diktatur, 1961.

Peter Dürrenmatt, Publizist, geboren 29. August 1904 in Herzogenbuchsee, Kanton Bern, Studium in Genf und Bern, 1930—1934 Lehrer und Schulleiter in Deutschland, 1934 bis 1943 im Redaktionsstab der „Schweizerischen Politischen Korrespondenz“, 1943 der „Basler Nachrichten“, seit 1949 deren Chefredakteur, 1959 Abgeordneter im Schweizerischen Nationalrat.

Buch-Veröffentlichungen u. a.: Zerfall und Wiederaufbau der Politik, Bern 1951; Schweizergeschichte, Bern 1957; Die Welt zwischen Krieg und Frieden, Bern; Europa will leben, Bern; Fünfzig Jahre Weltgeschichte, Bern; Schweiz, in der Reihe: Geistige Länderkunde, Nürnberg; In die Zeit gesprochen (Vortragsammlung), Zürich (in Vorbereitung).

Herausgeber:

Bundeszentrale für politische Bildung,
53 Bonn/Rhein, Berliner Freiheit 7.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung
DAS PARLAMENT, 2 Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Tel. 34 12 51, nimmt gern entgegen:

Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und
Zeitgeschichte“

Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung
DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum
Preise von DM 2,— monatlich bei Postzustel-
lung

Bestellungen von Sammelmappen für die Bei-
lage zum Preise von DM 5,— zuzüglich Ver-
packungs- und Portokosten.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus
Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Mei-
nungsäußerung der herausgebenden Stelle
dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung
und Urteilsbildung.

Schicksal zweier Völker: Der deutsche Nachbar

Unter dem Titel „Sind die Deutschen wirklich so?“ erscheint in Kürze im Horst Erdmann Verlag, Herrenalb, herausgegeben von Hermann Ziock, ein Buch, in dem zwei Dutzend Autoren — Wissenschaftler, Diplomaten, Politiker, Schriftsteller und Journalisten — aus allen Teilen der Welt das Verhältnis ihres Volkes zu Deutschland schildern. Der Frage, wie Deutschland sich in der Sicht des Auslands darstellt, ist an dieser Stelle bereits mehrfach nachgegangen worden. So lieferte Klaus Epstein einen Beitrag zum „Deutschlandbild der Amerikaner“ (B 47/62), der leicht überarbeitet in den genannten Sammelband übernommen wurde. In der Beilage B 24/64 wurden eine Reihe von Artikeln englischer Deutschlandkenner aus dem Deutschlandheft der Londoner Zeitschrift „Encounter“ nachgedruckt.

Kaum weniger interessant dürfte es sein, von zwei hervorragenden Sachkennern zu erfahren, wie Deutschland von seinen EWG-Partnern Frankreich und Italien gesehen wird. Das Heimatland des dritten Autors dieser Ausgabe zählt vielleicht nicht zu den bedeutendsten Mächten dieser Erde, ganz gewiß gehört aber der Beitrag Peter Dürrenmatts zu den bedeutendsten des Buches.

Eine historische Begründung der deutsch-französischen Verständigung

Jede Epoche zimmert sich für ihre Gegenwart, für ihre Abneigungen und ihre Wunschträume die geeignete Vergangenheit zurecht. Wie oft haben nicht im Laufe dieses Jahrhunderts französische Schriftsteller bei Tacitus das Urbild der Germanen gesehen! Wie oft mußten bei deutschen Schriftstellern das Testament Richelieus oder die Verwüstungen der Pfalz als Beweis für die aggressiven Absichten herhalten, die Frankreich seit eh und je gegen Deutschland gehegt habe!

Warum aber versucht man nicht einmal umgekehrt, die Geschichte der beiden Länder auf ihre zahlreichen Ansätze und Bemühungen zu einer Bereinigung ihrer Konfliktstoffe, zu einer Einigung im Rahmen Europas zu durchstöbern? Warum lehnen wir es eigentlich ab, die deutsch-französische Verständigung ähnlich historisch zu begründen, wie die deutsch-französische Feindschaft diesseits und jenseits des Rheins historisch gerechtfertigt zu werden pflegte? Schuld daran ist nicht so sehr der apolitische Charakter der Europa-Idee von gestern wie die mögliche Gefahr eines gewissen Anachronismus bei der geschichtlichen Anwendung von Begriffen wie „Frankreich“, „Deutschland“ und „Europa“. Die Bevölkerung im heutigen deutsch-französischen Raum hat mancherlei Schicksalsschläge über sich ergehen lassen müssen. Sie kannte verschiedene Staatsformen und war verschiedenartigen staatlichen Einflüssen ausgesetzt. Als Feinde und Freunde, auch einfach als Nachbarn haben diese Menschen unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Die Germanen, welche die Legionen des Varus vernichtet hatten, das Heilige Römische Reich

Deutscher Nation, das in viele hundert Königreiche und Fürstentümer aufgesplitterte Deutschland und das Wilhelminische „Reich“ sind im Grunde als Vorläufer des Dritten Reiches, ja der Bundesrepublik zu betrachten. Aber es gehörte schon ein merkwürdiger Glaube an die Beständigkeit eines Nationalcharakters oder an den Einfluß des Rassen-erbes auf die jahrhundertelange Haltung der Völker dazu, wollte man sich nur einen der Schlüsse zu eigen machen, welche uns die römischen Autoren im Hinblick auf die Sitten

INHALT

| | |
|---------------------------------------|-----------------|
| Raymond Aron: | |
| Schicksal zweier Völker: | |
| Der deutsche Nachbar | Seite 3 |
| Pietro Quaroni: | |
| Von historischen Vorurteilen | |
| verschleiert | Seite 12 |
| Peter Dürrenmatt: | |
| Umgang mit Deutschen | Seite 21 |

und Gebräuche der Germanen oder die italienischen Autoren hinsichtlich der kaiserlichen Soldateska hinterlassen haben.

Das Deutschland und das Frankreich des 19. und 20. Jahrhunderts gab es weder gegen Ende des Römischen Imperiums noch zur Zeit der Kaiserkrönung Karls des Großen. Deshalb ist es ganz unsinnig, wenn Franzosen oder Deutsche auf „ihr“ Karolinger Reich Anspruch erheben, das sich geographisch ungefähr mit dem „Europa der Sechs“ deckt. In der Tatsache,

daß das Reich Karls des Großen durch den Vertrag von Verdun geteilt wurde, sehen die Historiker — ohne jedes Gefühl für den Anachronismus — einen Konfliktgrund, der durch Jahrhunderte hindurch das Leben der germanischen Völker maßgeblich beeinflusst hat.

André Siegfried pflegte gern zu sagen: zwischen Frankreich und Deutschland ziehe sich von Norden nach Süden hin eine Kulturzone, die man „lothringisch“ nennen sollte; zu ihr gehören Mailand, Basel, Straßburg und Antwerpen. Die Befürworter einer europäischen Integration nach 1945 sind allesamt „Lothringer“: de Gasperi, Robert Schuman und Konrad Adenauer. Sie haben die west-östliche, germanisch-romanische Kultur erlebt und daraufhin eine besondere Synthese verwirklicht.

Diese Zwischenzone kann einem Übergang oder einem Austausch dienen. Sie kann auch zur Rivalität führen. Die sogenannte französische „Politik der natürlichen Grenzen“ wurde von geopolitischen Gesichtspunkten bestimmt. Umgekehrt veranlaßten Bismarcks strategische, von Generalen verfochtene Gründe zur Annexion lothringischen Gebietes, in dem

französisch gesprochen und französisch gefühlt wurde.

In der Tat war diese Phase der bevorzugte und — im wörtlichen Sinne — naheliegende Zeitraum für die Auseinandersetzung der absolutistischen wie der nationalistischen Interessenpolitik. Die Ohnmacht der Deutschen bot den Königen von Frankreich immer wieder eine Gelegenheit, ihre Grenzen nach Osten auszuweiten. Reichsstädte wurden annektiert, sogar eine ganze Provinz: das Elsaß, das zwei Jahrhunderte später französisiert war und gegen den Vertrag von Frankfurt protestierte, durch den es wieder an Deutschland fiel. Gewiß — die Elsässer sprachen einen germanischen Dialekt und gehörten der germanischen Kultursphäre an; aber Ende des 19. Jahrhunderts war Frankreich ihr Vaterland. Doch die deutschen Nationalisten waren nicht geneigt, den Willen der Elsässer zu respektieren. Im Gegenteil, sie warfen Frankreich vor, es habe seine vorübergehende Überlegenheit ausgenutzt und Gebiete an sich gerissen, die mitsamt ihrer Bevölkerung historisch zum Reich gehörten.

Frankreich und die deutsche Einheit

So nahm die moderne Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland die Form an, die wir Fünfzigjährigen schon in der Schule vorgesetzt bekamen. Aus machtpolitischen Berechnungen neigten die französischen Staatsmänner dazu, in der deutschen Einigkeit eine Gefahr, mindestens aber eine ungünstige Beeinflussung des wechselseitigen Kräftespiels zu sehen, und die französische Öffentlichkeit betrachtete die deutsche Einheit als eine Art Niederlage Frankreichs. Deswegen wiederum sah die deutsche Öffentlichkeit in Frankreich den Feind Nummer eins. Oder anders ausgedrückt: Die Feindschaft gegen Frankreich verhalf den Deutschen zum Nationalstaat. So mußten Frankreich und Deutschland als Nationalstaaten notgedrungen immer stärkere Rivalen, also Feinde werden.

Um mich ganz unmißverständlich auszudrücken: Diese Feindschaft war eigentlich politischer oder, um noch genauer zu sein, diplomatischer Natur. Es handelte sich nicht um eine Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen, auch nicht um eine gegenseitige Verkenning der kulturellen Leistungen, obwohl im Jahrhundert der Nationalstaaten Feindseligkeiten dem Staatsbürger Empfindungen ein-

zuimpfen pflegen, welche die anfängliche Feindseligkeit erst richtig nähren und schließlich noch verschärfen. Rückblickend scheint mir besonders wichtig zu sein, daß ein in Mitteleuropa liegendes geeintes Deutschland bei den maßgebenden Persönlichkeiten und in der öffentlichen Meinung Frankreichs unweigerlich die Angst vor einem germanischen Übergewicht heraufbeschwor. Die europäischen Staaten haben — wie seinerzeit die griechischen Stadt-Staaten — jahrhundertlang vor allem das Übergewicht eines Staates über die anderen gefürchtet. Der Stärkste war in den Augen der anderen der Feind, der Störenfried. Als Deutschland die Einheit anstrebte, übernahm es — nolens volens — die Rolle des Störenfrieds. Es veranlaßte die englisch-russisch-französische Allianz, die dann mit Hilfe der Vereinigten Staaten dem Wilhelminischen Reich den Garaus machte.

Man verstehe mich nicht falsch: Zum Unterschied von vielen, selbst von vielen deutschen Historikern, die nach der Katastrophe von 1945 Bismarcks Werk verdammt, weil es Hitler und das Dritte Reich heraufbeschworen habe, halte ich die deutsche Einigung für legitim. Mit welchen vernünftigen Argumen-

ten hätte man es denn auch den Deutschen verwehren sollen, sich zu einem einigen Staat zusammenzuschließen? Seit der deutsche Patriotismus stärker wurde als die Anhänglichkeit an Dynastien und „Länder“, entsprach die Parole „Ein Volk, ein Reich“ durchaus der Logik des Jahrhunderts und mußte früher oder später Wirklichkeit werden. Jedenfalls sollte kein Franzose — auch rückblickend nicht — den Deutschen das Recht absprechen, sich — mehr oder minder nach französischem Vorbild — zu einem Einheitsstaat zusammenzuschließen.

Die Historiker haben sich immer wieder gefragt, was aus einem geeinten Deutschland geworden wäre, das ohne Feuer und Schwert, mit demokratischen und liberalen Mitteln geschaffen worden wäre. Aber wer vermag sich eine Geschichte vorzustellen, die nicht stattgefunden hat und vielleicht gar nicht hätte stattfinden können? Die dynastischen Staaten waren noch zu selbstsicher, um auf den bloßen Ton der parlamentarischen Posaunen hin einzustürzen. Ein deutscher Bundesstaat wäre in der europäischen Öffentlichkeit freilich auf weniger Antipathie gestoßen als ein Deutschland, das seine Einigung preußischen Siegen und Eroberungen verdankte. Aber hätte es in Mitteleuropa einen annehmbaren Status für die Nicht-Deutschen gefunden und die Aufsplitterung in innerlich uneinige, aufeinander eifersüchtige Staaten vermieden? Wäre es mit seinen Absichten für die europäischen Mächte kein Unruheherd geworden? Lauter Fragen, die niemand mit Sicherheit beantworten kann. Fast liegt der Schluß nahe, daß die legitime und wohl unvermeidliche Einigung der Deutschen konsequenterweise die Konfliktstoffe

Diese damals ganz unzeitgemäßen, in unseren Ohren aber geradezu prophetisch klingenden Überlegungen wurden aber schließlich beiseite geschoben — weniger wegen der Tatsache der deutschen Einigung als wegen der Umstände, unter denen diese sich vollzog. Für die Franzosen war der Aufstieg Deutschlands gleichbedeutend mit dem Verfall Frankreichs. Die Deutschen hatten jahrelang für ihre Einheit plädiert und ihre Erfolge dazu benutzt, sich die Elsässer gegen deren Willen einzuverleiben, sogar auch die Lothringer, die ihrer Sprache und Kultur nach rein französisch sind. Die Furcht vor einem Deutschland, das über bedeutend stärkere militärische Reserven ver-

mit sich brachte, vielleicht auch die Tragödien, die wir im 20. Jahrhundert erleben mußten.

Oder war die Feindseligkeit Frankreichs gegen ein geeintes Deutschland a priori ein gewisses Verhängnis? Ich sagte es schon: Die Einigung Deutschlands spielte sich auf Kosten Frankreichs ab und änderte in diplomatischer Hinsicht das europäische Kräftespiel. Trotzdem stießen die deutschen Ansprüche nicht auf einhelligen Widerstand. Ernest Renan, der der deutschen Kultur viel verdankte, erkannte vor 1870 die Legitimität dieser Ansprüche rundheraus an. Warum sollten die Deutschen nicht das Recht auf eine Einheit haben, welche die Franzosen schon vor Jahrhunderten zustande gebracht hatten? Warum sollte Frankreich der erklärte Feind eines Deutschland sein, das ähnliche Ambitionen verwirklichte? Man wird sagen: Renan war mehr ein Denker als ein Mann der Tat; die Politiker dachten darüber anders. Gewiß, die meisten von ihnen fürchteten, wie schon Talleyrand, den Tag, an dem die deutschen Länder und Ländchen sich alleamt zu *einem* Deutschland zusammenschlossen. Aber manche Franzosen sahen nicht nur machtpolitisch in der Stärkung Mitteleuropas Nachteile. Alexis de Tocqueville — unter Louis Napoleon einige Monate lang Außenminister — fragt sich in seinen „Erinnerungen“, ob es richtig sei, an der traditionellen Opposition gegen die deutsche Einheit festzuhalten. Sinngemäß schreibt er: Wenn eines Tages Europa von Rußland her Gefahr drohe — wäre es dann für Frankreich nicht besser, die vereinigten deutschen Länder bildeten gegen die russische Expansion einen starken Schutzwall?

Französische Furcht vor Deutschland

fügte, der Wunsch eines Wiederaufstiegs und damit untrennbar verbunden die Hoffnung auf Revanche, die offene Wunde der annektierten Provinzen — diese mehr oder weniger starken, nicht immer gleichbleibenden Empfindungen haben in den vierundvierzig Jahren zwischen dem Krieg von 1870/71 und dem Ersten Weltkrieg das französische Bewußtsein gezeichnet. Demgegenüber hatte das siegreiche, mit seinen westlichen Grenzen zufriedene Deutschland nicht dieselben Gründe zur Feindschaft. Selbstbewußt und stark, weil seine Bevölkerung zunahm und seine Wirtschaft rasch aufblühte, neigte Deutschland dazu, seinen westlichen Nachbarn mehr zu verachten

als zu fürchten. Es gewöhnte sich an seine Feindseligkeit und fürchtete für die Zukunft nicht so sehr Frankreich selbst wie die „Einkreisung“, also eine Koalition, in der Frankreich eines von vielen Gliedern wäre. Im Verlaufe der Feindseligkeiten scheint dann auch die deutsche Öffentlichkeit gegen England weit böser und gehässiger gewesen zu sein als gegen Frankreich.

So, glaube ich, sieht die historische Situation aus, in der Frankreich und Deutschland, Franzosen und Deutsche fast schon mythische Erbfeinde geworden sind. Deutschland hat unter den führenden Kontinentalstaaten den Platz von Frankreich eingenommen. Aus dem Anwärter auf die Hegemonie ist in den Augen der anderen Staaten im Handumdrehen der

Störenfried geworden — ich nannte bereits diesen Begriff, der nach Admiral Castex für den Staat gilt, der das diplomatische Gleichgewicht zu stören droht. Die Franzosen verargten es den Deutschen, daß sie Frankreich gedemütigt hatten; außerdem fanden sie — zu Recht oder Unrecht — Deutschland grausam, aggressiv, herablassend und taktlos. Viele Franzosen haben zwischen 1870 und 1945 nicht nur Deutschland, sondern auch die Deutschen verabscheut, weil die Deutschen von der Politik des „Deutschen Reiches“ und von der Annexion Elsaß-Lothringens begeistert waren, weil sie hochmütig wurden und einen Willen zur Macht an den Tag legten, der keine Grenzen zu kennen schien.

Höhepunkt der Feindschaft während und nach dem Ersten Weltkrieg

Die leidenschaftliche deutschfeindliche Haltung der Franzosen erreichte ihren Höhepunkt während des Ersten Weltkrieges. Die Kriegspropaganda hat viel dazu beigetragen, war aber nicht die einzige Quelle der Leidenschaft, die Frankreich gegen Deutschland und die Deutschen aufbrachte. Die Franzosen hatten das Gefühl, dies sei ihre letzte Chance: Wenn sie ein zweites Mal besiegt würden, hätte Frankreich als Großmacht ausgespielt und keine sonderlichen Aussichten mehr, auch wenn die Angloamerikaner und die Russen fortan ihre Interessen wahrnahmen. Zwischen 1914 und 1918 machten die Franzosen wahrscheinlich größere Anstrengungen und brachten größere Opfer als alle anderen kriegführenden Länder. Trotz der besetzten Gebiete im Norden und im Osten, die über besonders viele Bergwerke und Fabriken verfügten, baute Frankreich eine Kriegsindustrie auf, welche die französischen Truppen und ab 1917 sogar die amerikanische Armee mit Geschützen und Munition versorgte. Die Flugzeugindustrie hielt bis zum Schluß mit den gleichen Industrien der Feinde und der Verbündeten Schritt. Mit nahezu anderthalb Millionen Gefallenen hatte Frankreich relativ größere Verluste als Deutschland und England. Kurzum — dank seinem Mut und seinem Fleiß hatte Frankreich 1918 die Achtung der deutschen Öffentlichkeit gewonnen. Aber die Franzosen, die an den militärischen und indu-

striellen Möglichkeiten Deutschlands nie gezweifelt hatten, brachten dem Feind, der mit Hilfe einer weltumspannenden Koalition geschlagen worden war, ganz andere Gefühle entgegen. Sie haßten den Feind — wegen der Furcht, die er verbreitet hatte; wegen der Erfolge, die er lange Zeit erringen konnte; wegen der Härte, die er im Falle eines Sieges hätte walten lassen; wegen der Friedensverträge von Bukarest und Brest-Litowsk, die eine Vorstellung von der tatsächlichen oder eingebildeten Unerbittlichkeit des Regimes gaben; schließlich wegen der Trümmer und der Trauer, die dieser unversöhnliche Krieg hinterließ. Zwischen 1918 und 1924 verlor dann Frankreich bei den Deutschen das Prestige, das ihm seine Soldaten eingebracht hatten; es gab sich als umbarmherziger, kleinlicher Sieger, der von der Zukunft keinerlei Vorstellung hatte und nur auf die Schwächung eines momentan ohnmächtig daniederliegenden Deutschlands aus war. Umgekehrt warf die französische Öffentlichkeit den Verbündeten Frankreichs vor, es verwehre ihr die dauerhaften Vorteile eines so teuer erkaufte Sieges. Frankreich fühlte sich im Grunde immer noch unsicher wegen der heiklen Versailler Grenzziehung, die auf der vorübergehenden und zufälligen Ausschaltung der beiden kontinentalen Großmächte Rußland und Deutschland beruhte.

Was dann folgte, ist nur zu bekannt. Der letzte Versuch, den verhängnisvollen Lauf der Dinge zu ändern und auf einer deutsch-französischen Verständigung ein befriedetes Europa aufzubauen, stammte von Stresemann und Briand und war im Vertrag von Locarno festgelegt. Die große Wirtschaftsdepression machte die Hoffnungen der Menschen guten Willens wieder zunichte. Im Januar 1933 wurde Hitler Reichskanzler. Durch Bluff und Drohung nahm er sich, was man der Weimarer Republik verweigert hatte. Weder der „Anschluß“ noch die Beseitigung der Tschechoslowakei befriedigten den Ehrgeiz dieses Mannes, der von einem tausendjährigen Reich träumte und nach zwölf Jahren sein Volk und ganz Europa in eine Katastrophe sondergleichen hineinriß. Zwischen 1939 und 1945 war die französisch-deutsche Auseinandersetzung fast nur eine Begleiterscheinung des Krieges, der nun wirklich die ganze Welt umspannte. Trotzdem lag die Frage nahe, was das französische Volk nach der Niederlage von 1940 und nach den Jahren der Besatzung von den Deutschen hielt, die seit Generationen als Erbfeinde figuriert hatten. Nun, heute kennen wir die Antwort: Die Feindschaft zwischen den beiden Völkern ist nahezu geschwunden, denn dieser Krieg

machte es beiden klar, daß sie der Vergangenheit angehörte.

Wenn meine Analyse richtig ist, dann stimmt es einfach nicht, daß die französisch-deutsche Feindseligkeit oder Feindschaft in der Geschichte beider Völker so etwas wie eine Konstante gewesen ist. Wahr ist vielmehr: Beide Völker haben derart verschiedenartige historische Entwicklungen durchgemacht, daß innerhalb ein und derselben Kultursphäre zweierlei Schicksalslinien verfolgt werden können. Von Hugo Capet bis General de Gaulle stellt der Historiker, besonders der nichtfranzösische Historiker, eine auffallende Kontinuität fest. Im Laufe von tausend Jahren formten vierzig Könige Frankreich, und die Revolutionäre traten deren Erbe an und mehrten es. Die Könige erweiterten ihren Besitz, schränkten die Rechte der Feudalherren ein und schufen allmählich eine zentrale Verwaltung, die nur ihnen gehorchte. Die Revolutionäre setzten das Werk der Monarchie fort, beseitigten mit einem Federstrich die Privilegien der Provinzen und Städte, die noch Überbleibsel eines anderen Zeitalters waren; sie beschnitten auch die Rechte der Departements und schlossen damit die Zentralisierung der Verwaltung ab.

Einheitliche französische — zusammenhanglose deutsche Geschichte

Gewiß versuchten alle Regierungen, dem Land ein alleingültiges religiöses oder ideologisches Dogma aufzuzwingen, aber sie scheiterten alle; denn Frankreich beansprucht mit um so größerer Beredsamkeit seine unteilbare Einheit, je verschiedenartiger die Franzosen an ihrem Vaterland hängen. Aber wenn die französische Einheit aus Zwiesprachen hervorgegangen ist — aus einem Dialog des Ancien Régime und der Revolution, aus einem Disput von Katholiken und Rationalisten — und wenn heute Frankreich diese Zwiesprache, die im globalen Maßstab geführt wird, fortsetzt, dann ist es in gewisser Weise durch die Jahrhunderte hin seiner Einheitspolitik treu geblieben. Ob Monarchie oder Republik — es scheint immer ein Nationalstaat gewesen zu sein. Es hat eine bedingungslose Souveränität stets einem Staat zugute kommen lassen, in welchem die kulturelle und die politische Einheit möglichst ein und dasselbe sein sollten.

Demgegenüber ist die deutsche Geschichte, von welchem Standpunkt aus man sie auch betrachten mag, mannigfaltig und denkbar zusammenhanglos. Ob man an Ludwig den Heiligen denkt, an Ludwig XIV. oder an die Revolution — das Nationalbewußtsein der Franzosen galt stets einem Frankreich, dessen direkter Erbe das gegenwärtige Frankreich ist. Zwischen dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, den vielen deutschen Ländern zur Zeit des Westfälischen Friedens, dem Preußen Friedrichs des Großen, dem Wilhelminischen Reich und dem Hitler-Reich haben wir es aber nicht so sehr mit Grad- wie mit Wesensunterschieden zu tun, und auf der Basis eben dieser Wesensunterschiede entsteht bei den Deutschen die Vorstellung von Deutschland.

Nicht jedes Staatengebilde „Deutschland“ ist ein Feind des einen und gleichartigen Frankreichs gewesen. Gewiß, die lothringische Zone hat zahlreiche Konflikte ermöglicht und auch herbeigeführt: Die Könige von Frankreich ha-

ben sich geweigert, der Reichsidee zu huldigen; die französische Diplomatie hat lange Zeit die religiösen und dynastischen Streitigkeiten zwischen deutschen Fürstentümern dazu benutzt, die Deutschen schwach und uneinig zu halten. Aber von Deutschland und von Frankreich dürfen wir erst in den beiden letzten Jahrhunderten sprechen. Erst während der beiden Jahrhunderte, besonders seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, waren Deutschland und Frankreich Feinde in diplomatischem Sinne und hinsichtlich ihres Kräftepotentials. Frankreich, das um seine Unabhängigkeit bangte,

mußte die Vorherrschaft eines geeinten Deutschland fürchten und suchte vorsichtig diese Einheit zu verhüten. Als diese dann doch Wirklichkeit geworden war, versuchte es, sich durch Bündnissysteme zu schützen. Diese Feindseligkeit, die vom Spiel um die politische Macht bestimmt wurde, verwandelte sich allmählich in eine Feindschaft der beiden Völker; denn in einem demokratischen Jahrhundert können die Staaten nicht Krieg führen, wenn die Völker sich nicht wenigstens zu einem Teil gegebener Tatsachen wegen hassen.

Selbstverständliche Verbündete

Und was geschah nach 1945? Die diplomatische Feindseligkeit war wie durch Zauberei verschwunden; denn die Diplomatie wurde nicht mehr in die Grenzen der Alten Welt gezwängt, sondern erstreckte sich über den ganzen Erdball, und der Osten Europas, der wohlgemerkt teilweise von Deutschen bevölkert war, wurde von sowjetischen Truppen besetzt und bald einem Regime nach Moskauer Vorbild unterworfen. Seit 1945 sind die französische Republik und die Bundesrepublik ebenso selbstverständlich Verbündete, wie zwischen 1870 und 1939 Frankreich und das Deutsche Reich Feinde gewesen waren. Bleibt nur noch festzustellen, ob aus dem Bündnis in ähnlicher Weise eine Freundschaft werden wird, wie seinerzeit aus der Gegnerschaft Feindseligkeit geworden ist.

Nun, in dieser Hinsicht sind die Erfahrungen für ein abschließendes Urteil vielleicht noch zu frisch — jedenfalls aus dem Blickwinkel des Historikers; dennoch, sie sind aufschlußreich genug, um Vertrauen einzufloßen und zu Hoffnungen zu berechtigen. Nach 1918 dauerte es nur wenige Jahre, bis sich die feindseligen Ressentiments zum Haß verdichtet hatten. Nach der bedingungslosen Kapitulation des

„Dritten Reiches“ im Jahre 1945 dauerte es nur fünf Jahre, bis ein Schuman-Plan in die Wege geleitet und die europäische Kohle- und Stahl-Gemeinschaft begründet wurde. Der Plan der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft löste in Frankreich noch einmal endlose und leidenschaftliche Debatten aus, die auch wieder deutschfeindliche Gefühle emporschwemmten. Man darf das nicht überbewerten, denn auf dem Grund dieser Auseinandersetzung lag nicht sosehr die Animosität gegen den „Erbfeind“ als vielmehr der Streit um die Rolle Frankreichs in der sich neu formierenden politischen Welt. Auf der einen Seite standen die Verfechter der europäischen Einigung, deren Exponent Jean Monnet ist; auf der anderen diejenigen, die für ein „nationales“ Frankreich eintraten, seine politische Eigenständigkeit leidenschaftlich aufrechterhalten wollten. Nach den Worten Alexis de Tocquevilles verehrt das französische Volk „das Zufällige, die Stärke, den Erfolg, den äußeren Glanz und das Aufsehen“ — und so ist denn auch die heutige Konzeption vom „Europa der Vaterländer“ indirekt nicht nur ein Deszendent dieser politischen Überzeugung.

EVG mußte scheitern

Warum sollte man also erstaunt sein, wenn eine Gruppe französischer Politiker die im EVG-Vertrag enthaltene Veräußerung der Souveränität abgelehnt hat, welche ja ein Verschwinden von Frankreich als politischer Einheit zugunsten einer übergeordneten Einheit, nämlich Europa, gleichgekommen wäre?

Die Männer, die diesen Vertrag verfaßt und sich bis zum Schluß an die Klauseln über die Supranationalität geklammert haben, sind in der Sicht des Historikers für das endgültige Scheitern ebenso verantwortlich wie die Nationalisten, die damals gegen die Bildung einer Europa-Armee aufgetreten sind. Da die Zusam-

mensetzung der Nationalversammlung und die Kluft, die durch die Öffentlichkeit hindurchging, bekannt waren, mußte die Gruppe, die kompromißlos in den Hauptpunkten ihre Lösung für die deutsche Wiederbewaffnung und die europäische Zusammenarbeit durchzusetzen versuchte, unumgänglich eine „große Debatte“ auslösen. In einem gespaltenen Land ist Kompromißlosigkeit nicht weniger gefährlich als übertriebener Kuhhandel.

Der Bundesstaat der Sechs, den die Europa-Gegner hinter dem verzwickten Aufbau der Verteidigungsgemeinschaft vermuteten und den sie auch als solchen anprangerten, war in mancherlei Hinsicht ein sonderbares Gebilde. Zu ihm gehörten zwei Drittel eines gespaltenen Deutschlands; aber er schloß die Kolonien und Protektoratsgebiete unter französischer Oberhoheit aus. Man wollte für die Zukunft arbeiten, aber einem wiedervereinigten Deutschland räumte man das Austrittsrecht ein. Das europäische Kabinett übernahm die französischen Divisionen der Alten Welt; aber die Divisionen der Französischen Union unterstanden weiterhin nur dem französischen Kabinett. Eine sonderbare Gemeinschaft, in der die beiden Hauptmitglieder ihre Verpflichtungen nur vorbehaltlich einer späteren Überprüfung übernahmen, wobei sich ein Mitgliedsstaat die Entscheidung für den Tag der Einheit und der andere seine überseeischen Beziehungen vorbehielt.

Ein Staatenbund zwischen alten Ländern, die zurückblicken auf einen Ruhm, den sie jeweils auf Kosten der anderen erworben hatten, von denen jeder einen Sieg an dem Tage feiert, an dem der andere über eine Niederlage nachdenkt, hätte nicht nur einen gemeinsamen Feind nötig gehabt und eine vernünftige Bereitschaft, die Vergangenheit zu bewältigen, sondern auch einen gemeinsamen Glauben. Die europäischen Patrioten, womit ich jene meine, für die Europa ein Vaterland ist, für das man bereitwillig die gleichen Opfer bringt wie jahrhundertlang für Könige oder Nationen, waren nur eine Minderheit, die sich nicht einmal zu ihren Zielen zu bekennen wagte. Die Europäische Verteidigungsgemeinschaft war eine Verwaltungsbehörde ohne Führungsstab und ohne Oberbefehlshaber. Sie stellte die Divisionen zusammen und rüstete sie mit Waffen aus, damit sie dann unter den Ober-

befehl eines amerikanischen Generals kam. Ist es da verwunderlich, wenn der französische Nationalismus, der mit dem der Engländer, Amerikaner oder Schweizer vergleichbar ist, protestiert hat?

Rückblickend mutet die parlamentarische Abstimmung gegen die Europäische Verteidigungsgemeinschaft wie eine unbedeutende Nebenerscheinung der französisch-deutschen Verständigung und der europäischen Integration an. Weder Euratom noch Gemeinsamer Markt haben zu einer Polemik geführt. Das hängt nicht zuletzt mit der Politik der Bundesrepublik zusammen. Bundeskanzler Adenauer lenkte fest entschlossen seine Partei und sein Land mit dem Blick auf das Ziel, für das neue Deutschland um Vertrauen zu werben, die Bundesrepublik durch unzerstörbare Bande an den Westen zu binden und durch eine Aussöhnung mit Frankreich die europäische Einheit in die Wege zu leiten. Eine kluge Politik, die aber, so wird man sagen, durch die allgemeine Lage bestimmt wurde; der Bonner Regierung blieb keine Wahl. Der Einwand ist nicht ganz stichhaltig: In Vertretung eines Teilstücks des deutschen Volkes und Gebietes hätte die Bonner Regierung im Sinne einer alten deutschen Tradition schwanken können zwischen einem Westkurs und einem Ostkurs, unter den neuen Verhältnissen also zwischen dem Versuch der Wiedervereinigung durch ein Abkommen mit der Sowjetunion und der europäischen oder atlantischen Integration. Das geschah nicht, und zwar infolge der Autorität eines Mannes, des Bundeskanzlers, und einer Partei, der christlichen Demokraten.

In Frankreich seinerseits hat die Fünfte Republik die Verpflichtungen eingelöst, welche die Vierte Republik eingegangen war. Der Ministerpräsident Michel Debré billigte den Vertrag von Rom, den der Senator Debré bekämpft hatte. Natürlich gibt es Meinungsverschiedenheiten bei den Franzosen und wahrscheinlich auch bei den Deutschen — sowohl über die Methoden als auch über die Ziele der europäischen Integration; die einen denken mehr an eine Föderation, die anderen nur an eine Konföderation. Aber die Zusammenarbeit der „Sechs“ ist kaum noch in Frage gestellt: Da die Kommunisten ausgeschaltet sind, herrscht so etwas wie nationale Einmütigkeit.

1945 war ganz Europa geschlagen

Warum hat die französische Öffentlichkeit dem Deutschland und den Deutschen des Zweiten Weltkrieges offensichtlich leichter verziehen als denen des Ersten Weltkrieges? Ist das nicht paradox? Wie immer man über die Verantwortung des Reiches für den Ersten Weltkrieg denken mag — die Schuld Hitlers geht meilenweit über die Schuld Wilhelms II. und Bethmann Hollwegs hinaus. Die Grausamkeiten und die internationalen Rechtsbrüche des „Dritten Reiches“ können mit denen des zweiten in keiner Weise verglichen werden. Im Deutschland Wilhelm II. hatte es nichts gegeben, was den Konzentrationslagern oder der Vernichtung von Millionen Juden in den Gaskammern ähnlich gewesen wäre.

Vielleicht sind gerade die unvorstellbar schrecklichen Verbrechen der Nazis eine Ursache für die Schnelligkeit, mit der die Franzosen in der Geschichte beider Völker ein neues Kapitel aufgeschlagen haben. Fast möchte ich sagen: Der Zweite Weltkrieg ist von der Masse der Franzosen gar nicht als französisch-deutscher Krieg empfunden worden. Die Nazis waren nicht mehr die Deutschen von einst, wie die Kommunisten nicht die Repräsentanten des Ewigen Rußland sind. Auch hatten die Nazis es nicht ausschließlich auf Frankreich abgesehen. Sie mußten Frankreich nur ausschalten, um ihre Eroberungspläne im Osten verwirklichen zu können. Der

Frankreichfeldzug war bloß eine Episode des gewaltigen Dramas, dessen Bühne die ganze Welt darstellte. Nach 1918 hatten die ziemlich angeschlagenen Franzosen Mühe, dem Feind einen kostspieligen, wenn auch ruhmvollen Sieg zu vergeben, der doch nur eine Etappe auf dem Wege ihres Verfalls war. Nach 1945 waren alle Völker des Kontinents geschlagen. Eine französisch-deutsche Kraftprobe hatte gar keinen Sinn mehr. Aus den Trümmern ging eine neue Welt hervor.

Das Europa Hitlers war nur ein Zerrbild der Europa-Idee. Die europäische Einheit kann nicht zugleich gegen Slawen und Angelsachsen verwirklicht werden. Und die Alte Welt hätte sich selbst verleugnet, wäre sie dem Appell derer gefolgt, die ihre Einigung mit der Lehre von einer rassistischen Überlegenheit herbeiführen wollten. Die europäische Einheit, die heute geschaffen wird, sieht sich als Teil der atlantischen Welt an. Sie wird vom Widerstand gegen die sowjetische Expansion, zugleich aber auch von neuen positiven Gedanken belebt. Sie ist nicht antikommunistisch aus Prinzip, sondern aus Notwehr. Sie ist das Mittel, durch welches das Erbe der Jahrhunderte bewahrt und die Kulturwerte der europäischen Nationen gerettet werden können, indem diese Nationen vereint wieder zu der Macht gelangen, über die sie einzeln nicht mehr verfügen.

Deutsche und Franzosen sind zur Gemeinsamkeit bestimmt

Deswegen sind Franzosen und Deutsche von der Geschichte dazu ausersehen, gemeinsam zu handeln — innerhalb ihrer Grenzen auf einem Gemeinsamen Markt und — morgen vielleicht — im Rahmen einer Konföderation. Die entscheidende Zwiesprache beider Völker und beider Kulturen wird nicht mehr im Schatten kriegerischer Auseinandersetzungen stattfinden, sondern mit den Zielen: Europa, Frieden, Demokratie. Und doch drängt sich da unwillkürlich eine Frage auf: Was wird bei dieser Zusammenarbeit, bei dieser Gemeinschaft Fruchtbare herauskommen?

Ungewiß ist es, ob der Wandel in den politischen Beziehungen einen wesentlichen Einfluß auf das Kulturleben ausüben wird, wie man vielleicht annehmen könnte. In den beiden letzten Jahrhunderten, in denen die diplomatische Feindseligkeit nahezu konstant ge-

wesen ist (sofern man für diesen Fall Preußen und Deutschland einander gleichsetzen darf), ist der Ideenaustausch zwischen beiden Ländern ebenfalls absolut konstant geblieben. Die französische Philosophie nach 1945 verdankt viel der deutschen Philosophie der letzten oder gar der beiden letzten Generationen. Sartre wäre ohne Husserl und Heidegger nicht das, was er ist. Heute beeinflussen französische Literatur und französisches Denken das intellektuelle Leben Deutschlands wohl stärker als umgekehrt — vor dreißig Jahren noch war es anders. In den Jahren nach dem Krieg entdeckten die Deutschen für sich selber, was die französischen Autoren doch nur in anderer Form, vielleicht auch angereichert, zurückerstatteten. Wie die Feindseligkeiten der Staaten die Zwiesprache der Kulturen nicht unterbrochen hatten, so wird die wachsende Inte-

gration sie noch begünstigen. Dieser verstärkte Prozeß gegenseitiger Durchdringung läßt sich deutlich verfolgen und findet nicht nur in den Kreisen der Intellektuellen statt, in denen ein Austausch schon immer stattgefunden hat. Zeitgenössische deutsche Literatur wie auch die hierzulande fast unbekanntes Klassiker von Kleist bis Lenz liegen nun in französischen Übersetzungen vor, werden auf französischen Bühnen gespielt; es ist bezeichnend für das neugefundene Verhältnis, für den Wert und die Bedeutung, die von beiden Seiten der Vermittlung zugemessen werden, daß Robert Minder, Ordinarius für Gymnastik an der Collège

de France, von der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung für seine Verdienste um die deutsche Literatur geehrt wurde. Doch nicht nur dieser geistige Austausch, auch der lebhafteste Reiseverkehr unserer Tage, die interessierte Aufgeschlossenheit der Jugend tragen dazu bei, die Annäherung beider Völker, ihr politisches Bündnis zu verwirklichen. Die immer möglichen und zwangsläufigen Unterschiede und Widersprüche des politischen Konzepts und seiner taktischen Verwirklichung beginnen vielleicht schon heute vor diesen unmittelbaren individuellen Beziehungen zurückzutreten.

Würde ein wiedervereinigtes Deutschland der deutsch-französischen Versöhnung zustimmen?

Abschließend noch eine Bemerkung. Ich habe gelegentlich für das 19. Jahrhundert Preußen und Deutschland einander gleichgesetzt und für die Zeit nach 1945 die Bundesrepublik und Deutschland. Es ist mir klar, daß beides auf Kritik stoßen kann. Darf man die Bundesrepublik ohne weiteres als Erbin der Weimarer Republik und des Wilhelminischen Reiches betrachten? Deutschland wurde im letzten Jahrhundert von Preußen geeinigt, das heißt von Ostdeutschland, von einem deutschen Kolonisationsgebiet, von einem Staat bürokratisch-militärischer Struktur, in welchem der Adel sich weniger auf einen aristokratischen Geist als auf eine Beamtentradition gründete. Zur Zeit zählt die Bundesrepublik prozentual mehr Katholiken als ein Deutschland, das auch die „Deutsche Demokratische Republik“ umfassen würde. Die Klasse der Junker, die in der Armee und in der Bürokratie des Wilhelminischen Reiches und der Weimarer Republik eine so große Rolle gespielt hat, existiert in der Bundesrepublik nicht mehr, jedenfalls nicht als Klasse. Deswegen darf man annehmen, daß diese Klasse auch in einem wiedervereinigten Deutschland nicht mehr existieren würde, zumal sie mit den großen Besitztümern im Osten ihre wirtschaftliche Basis verloren

hat. Das Preußen von gestern ist tatsächlich ein für allemal dahin.

Trotzdem wäre ein wiedervereinigtes Deutschland, selbst mit der Oder-Neiße-Linie als Ostgrenze, geographisch und historisch eine andere Realität als die Bundesrepublik. Würden die Deutschen der Ostzone, von dem Zwangsregime der Besatzungsmacht befreit, die französisch-deutsche Versöhnung und das gemeinsame Werk einer europäischen Integration ratifizieren? Wir haben allen Grund, diese Frage positiv zu beantworten; auch wenn sie wohl unseligerweise gar nicht aktuell ist.

Die Bundesrepublik ist nicht das ganze Deutschland, aber sie ist das Deutschland von heute — freilich ohne diejenigen Deutschen, die sich mit einem von den Russen auferlegten Regime nationalkommunistischer Funktionäre abfinden müssen. Solange das sowjetrussische Imperium sich von Osteuropa bis zur Mitte des „Reiches“ erstreckt, ist die Bundesrepublik in den Augen der nichtkommunistischen Welt das wahre Deutschland und für Frankreich der wahre Partner. Versuchen wir also gemeinsam, ein Europa aufzubauen, in dem Deutsche und Franzosen gleichermaßen den Glanzpunkten ihrer Vergangenheit treu bleiben und gemeinsam in Freiheit auf der Bühne der Welt agieren mögen.

Von historischen Vorurteilen verschleiert

Bewunderung und Antipathie

Das Verhältnis der Italiener zu den Deutschen, ihr Verhalten ihnen gegenüber ist aus vielerlei Komponenten zusammengesetzt. Ganz zuunterst liegt da ein gut Teil Bewunderung. Die Deutschen haben großartige Eigenschaften: Ernst, Pünktlichkeit, eine gewisse Naturbegabung für Organisation und Disziplin, sie sind vortreffliche Arbeiter oder, vielleicht besser gesagt, gut ausgeführte Arbeit macht ihnen leidenschaftliche Freude.

Diese Eigenschaften sind nicht zu bezweifeln, aber die Italiener neigen instinktiv dazu, sie aufzubauschen, sie in ein System zu bringen, eine Art Legende oder Mythos dahinter zu suchen. Zugleich ist es dem Italiener so etwas wie eine innere Genugtuung, die eigenen Fehler zu übertreiben — Fehler, die er ja gewiß hat, die aber zumindest nicht nur ihm eigen sind. Es ist fast eine Art Freudscher Komplex: Die Deutschen haben alle Eigenschaften, die den Italienern abgehen, folglich sind sie ein Vorbild, das es zu bewundern und, wo immer möglich, nachzuahmen gilt.

Als ich unter den Deutschen lebte, habe ich beobachtet, wie wenig deutsch in jenem üblichen Sinn sie eigentlich sind; der Gerechtigkeit halber sei hinzugefügt, daß ich über die Engländer, als ich unter ihnen lebte, zu den gleichen Schlüssen kam.

Aber Italiener, die unter Deutschen gelebt haben, gibt es verhältnismäßig wenige. Den anderen geht es dann ein bißchen wie kleinen Jungen, wenn ihnen die Eltern einen Spiel-

gefährten gar zu eindringlich als Muster hinstellen: Ja, der lernt brav, der sitzt anständig bei Tisch, der ist fleißig und macht seinen Eltern Freude! Die unvermeidliche Reaktion bei den Kindern sind Antipathie und Neid. Den Jungen, den die Eltern uns zum Muster hinstellen, können wir nicht leiden; wir helfen uns damit, zu behaupten, er sei ein Dummkopf, ein Duckmäuser — wenn wir ihn nicht einfach der Heuchelei bezichtigen.

Eine ähnliche Reaktion der Italiener auf die Deutschen existiert zweifellos: Sie ergibt sich unwillentlich fast zwangsläufig aus der Bewunderung. Davon ausgehend hatte ich während meiner Mission in Deutschland nach Kräften versucht, meinen Landsleuten klarzumachen, daß die Deutschen weit davon entfernt sind, Inbegriff all der Vollkommenheiten zu sein, die wir in ihnen zu erblicken glauben; daß sie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, viel „italienischer“ sind, als wir glauben. Ich tat es erstens, weil es nach meiner Ansicht wirklich so ist; zweitens, weil ich darin das beste Mittel sehe, die Sympathie zwischen den beiden Völkern zu stärken. Sicher werden Tugenden bewundert, aber die Schwächen sind es, die uns unsere Nächsten näherbringen; gewiß nicht alle Schwächen, aber doch einige — gemeinsame Fehler verbinden, nicht gemeinsame Vorzüge.

Die Folgerung daraus: Italiener und Deutsche müssen sich vor allem einmal kennenlernen.

Man kennt sich nicht

Ich gestehe, ich bin mir vor meiner Berufung an die Botschaft in Deutschland nicht darüber klar gewesen, daß es tiefere innere Berührungspunkte zwischen Italien und Deutschland tatsächlich nicht gab.

Italien und Deutschland gehören beide zur atlantischen Allianz; sie waren und sind beide aktiv an der Schaffung eines „Europa der Sechs“ beteiligt. Diese Politik, die im wesentlichen von allen verfolgt wird, hat naturgemäß ein ganzes Netz von Beziehungen entstehen lassen; aber leider sind es Kontakte nur auf

höchster Ebene geblieben, sie reichen nicht tief genug hinab. Im vorigen Jahrhundert war das ein Normalzustand: Auswärtige Politik machte man damals zwischen Souveränen, Ministerpräsidenten, Außenministern und Botschaftern. Die einzige Internationale, die vor 1914 tatsächlich wirksam war und zählte, war die Internationale der Aristokratie — eine Internationale, deren Geschichte, glaube ich, nie wirklich geschrieben wurde, die aber in der Welt und in der Politik des vorigen Jahrhunderts weit mehr faktischen Einfluß gehabt

hat als all die vielen anderen Internationalen, die später die Szene beherrschten.

Heute genügt das nicht mehr. Im Laufe des Ersten Weltkrieges und unter den Notwendigkeiten des totalen Krieges, die niemand in Wirklichkeit vorausgesehen hatte, haben die Regierungen, wenigstens die nicht totalitären, auf Ausübung ihres Rechtes verzichtet, allein und ohne Rücksicht auf das Volk die auswärtige Politik zu bestimmen. Infolge dieser inneren Evolution oder Umwandlung ist die Außenpolitik heute zu einer Politik der Massen geworden und nicht anders denn als eine Politik der Massen denkbar: Will sie, ich sage

gar nicht fruchtbar, sondern auch nur durchführbar sein, dann muß sie von den Massen verstanden und gutgeheißen werden. Damit zwei Völker wirklich ihren Weg gemeinsam gehen können, genügt es nicht, wenn sich zwei Regierungschefs oder ein paar Parteiführer der einen und der anderen Seite einig sind. Zuerst muß diese Einigkeit im Volk verstanden und empfunden werden.

Damit das möglich ist, muß man sich vor allem einmal kennenlernen. Doch die Italiener kennen die Deutschen zu wenig, die Deutschen die Italiener vielleicht noch weniger.

Hunderttausende italienischer Gastarbeiter — Millionen deutscher Urlaubsreisender

Da sind Hunderttausende von Italienern, die jedes Jahr nach Deutschland zur Arbeit kommen, da sind jedes Jahr Millionen Deutsche, die zur Ferienzeit nach Italien reisen. Aber dieser Strom in beiden Richtungen hat keinen großen Fortschritt für das gegenseitige Verständnis gebracht.

Der Italiener, der nach Deutschland zur Arbeit kommt, stammt in den meisten Fällen aus den untersten Schichten des süditalienischen Proletariats. Sind die Schwierigkeiten, sich in das Wirtschaftsleben einzuordnen, schon groß genug, wenn ein Italiener innerhalb Italiens vom Süden nach dem Norden auswandert: Im Ausland ist diese Einordnung noch schwieriger. Die Mühe, sich einzuleben, läßt für ein Kennenlernen nicht genug Zeit. Vielleicht ändern sich die Verhältnisse im Laufe der Jahre, vielleicht führt die wirtschaftliche Entwicklung Italiens schließlich dazu, daß diese Italiener in ihre Heimat zurückkehren. Wenigstens einige von ihnen könnten dann die Zellen bilden, von denen aus sich eine bessere Kenntnis über Deutschland und die Deutschen verbreitet. Heute ist es soweit noch nicht.

Gewiß, ein Fortschritt wurde erzielt. Bei der letzten Welle der italienischen Auswanderung nach Deutschland standen die italienischen Behörden anfänglich vor einer Schwierigkeit, die unüberwindlich schien: Die Italiener weigerten sich, zum Arbeiten nach Deutschland zu gehen. Arbeit in Deutschland war noch, mehr oder minder bewußt, mit der Erinnerung an den Krieg verknüpft, und besonders lebhaft erinnerte man sich der Zeit nach dem italienischen Waffenstillstand von 1943.

Wie sind wir damit fertig geworden? Ebenso wie wir seinerzeit mit gleichartigen, wenn auch aus anderen Gründen entstandenen Schwierigkeiten bei unserer Auswanderung nach Frankreich fertig geworden waren: durch praktisches Beispiel. Man begnügte sich anfangs mit einer verhältnismäßig geringen Zahl von Auswanderern und versuchte, ihnen soweit wie möglich entgegenzukommen. Diese ersten „Pioniere“ schrieben nach Hause, daß die Verhältnisse ganz anders lagen, als man befürchtet hatte. Solch unmittelbare und persönliche Richtigstellung änderte von Grund auf die Situation. Aber sie wäre nicht möglich gewesen, hätte man auf deutscher Seite nicht ihre Wichtigkeit begriffen und alles Erdenkliche getan, die Eingewöhnung zu erleichtern. Ich möchte — immer aus meiner persönlichen Erfahrung — hinzufügen, daß alle zu dieser Arbeit beigetragen haben: Bundesbehörden, Länder und Gemeinden, Arbeitgeber wie Gewerkschaften. Wie dem auch sei, heute sind die psychologischen Hindernisse, Rückstände einer nicht so fernen Vergangenheit, aus dem Wege geräumt.

Die Italiener wissen: Man wird in Deutschland gut bezahlt, wird gut behandelt und hat keine Schwierigkeit mehr, hinzukommen. Diese sozusagen materielle Wertschätzung freilich ist nicht oder noch nicht dasselbe wie ein Kennenlernen.

Und auf deutscher Seite? Alljährlich kommen Millionen Deutsche in den Ferien nach Italien; sie suchen seine Sonne, sein Meer, seinen Wein, seine Schuhe und was weiß ich. Eine kleine, aber auserlesene Minderheit interessiert sich für Italiens historische und künstlerische Vergangenheit. Jeder wirkliche Kon-

takt mit den Italienern indessen fehlt. Man fährt nach Italien mit einer Reihe vorgefaßter Meinungen und findet dann dafür auch eine gewisse Bestätigung bei den unter dem Zwang der Verhältnisse auf Geschäftsinhaber, Wirthe, Bedienungen beschränkten Begegnungen. Darüber geht es nicht hinaus.

Unter jungen Menschen ist die Atmosphäre sicher etwas anders. Ich hatte manchmal Gelegenheit, mit Jugendlichen zu sprechen, die von einer Italienreise zurückkamen, und habe bei vielen eine weit größere Aufgeschlossenheit gegenüber den verschiedenartigen Aspekten der vielschichtigen italienischen Problematik getroffen. Das ist ein guter Anfang, etwas, das man wohl mehr pflegen und entwickeln

Römer und Germanen

Die Ursachen des Nichtverstehens liegen weit zurück, und weit zurück liegt auch der Gegensatz zwischen Römern und Germanen. In jüngster Zeit ist aus leicht ersichtlichen Gründen eine romantisch-mystische Verherrlichung des römischen Imperiums betrieben worden. Die Rhetorik der faschistischen Ära in all ihrer Schönfärberei darf aber nicht den Blick auf die Tatsache verstellen, daß die römische und lateinische Tradition, das Wissen um die Zugehörigkeit zu dieser antiken Welt im tiefsten Innern jedes Italieners lebendig ist.

Die Geschichte Italiens nach dem Sturz des römischen Imperiums war nicht die glücklichste: Fremde Eroberer, fremde Herrschaft, ein sonderbarer Widerstreit zwischen materieller Prosperität, geistiger Hochblüte und politischem Verfall haben die Psychologie der Italiener entscheidend bestimmt. Wenn das italienische Volk im ganzen dieser unglückseligen politischen Situation moralisch standhalten konnte, ohne sich zu verlieren, dann verdankte es das nicht zuletzt dem sicheren Bewußtsein, Erbe einer großen Überlieferung, einer hohen Kultur zu sein. In Zeiten tiefster politischer Erniedrigung suchte der Italiener sich in sich selbst zu verschließen, in eine eigensinnige geistige Isolierung zu retten, in das — etwas

Invasionen und Fremdherrschaft

Viele Fremde sind nach Italien gekommen, durchaus nicht die germanischen Völker allein. Frankreich und Spanien haben zu ihrer Zeit überwiegenden Einfluß auf Italiens Geschehnisse geübt. Die letztere Fremdherrschaft aber —

sollte, als es bisher der Fall war. Jedenfalls gehören in unserer Zeit die Kontakte zwischen jungen Menschen zu den Möglichkeiten, die leichter zu verwirklichen und zu fördern sind. Der Mangel an gegenseitigem Verständnis läßt sich nicht leicht beheben, zugegeben. Leider hat er seine gewichtigen Gründe, die weit in die Geschichte beider Länder zurückreichen. Nicht nur von fehlender Kenntnis müßte man sprechen: Das italienisch-deutsche Verhältnis wird seit langem schwer beeinträchtigt durch eine ganze Reihe von Schreckbildern. Zugegeben werden muß auch, daß die Wirkung dieser Schreckbilder in Italien ungleich stärker als in Deutschland zu spüren ist.

akademische — bewundernde Betrachten seines Adelsbriefes: der großen lateinischen und römischen Vergangenheit. Wenn rhetorische Deklamationen solche Überlieferung manchmal ad absurdum führen konnten, so ist, ich wiederhole es, doch nicht zu vergessen, daß ihre Wurzeln tief in unserer ganzen Vergangenheit, in unserem ganzen Volke liegen.

Nun aber steht diese Überlieferung gleichsam dem Erbfeind gegenüber: der germanischen Welt. Die germanischen Völker waren es gewesen, die das römische Reich zerstört hatten: Wir wissen heute, daß die germanischen Invasionen den Bau des Imperiums nur zu Fall bringen konnten, weil es, von seinen inneren Widersprüchen ausgehöhlt, überreif zum Untergang war. Aber das sind Dinge, die nur kennt, wer Geschichte als Wissenschaft betreibt. Doch jene Geschichte, die immer noch, man mag wollen oder nicht, unsere Reaktion auch auf politischem Gebiet bestimmt — leider ist das nicht die wirkliche, die wissenschaftliche Geschichte, sondern jene elementare und stereotype, die uns in der Schule beigebracht wird. In dieser Form allerdings kann dann Italiens gesamte Geschichte als eine Art ständigen Gegensatzes zwischen italienischer und germanischer Welt erscheinen.

diejenige, gegen die sich der nationale Freiheitskampf richtete — war die österreichische. Die Italiener haben zwischen Österreichern und Deutschen nie genau unterscheiden können, und die österreichische Herrschaft ver-

schmolz in ihrer Erinnerung mit den weit zurückliegenden regelmäßigen Italienzügen der großen germanischen Kaiser des Mittelalters.

In meiner Jugendzeit wollten mich meine Eltern zu einem Studienaufenthalt nach Deutschland schicken. Ich erinnere mich noch, welchen Eindruck es auf mich machte, als ich in den Geschichtsbüchern deutscher Schulkinder las, wie völlig anders dort Friedrich Barbarossa dargestellt war. Für die jungen Deutschen war Friedrich Barbarossa der große Kaiser, der Mann, der den Höhepunkt von Macht, Ruhm und Kultur des deutschen Volkes bedeutete. Für die jungen Italiener ist Friedrich Barbarossa der Tyrann, der Unterdrücker der italienischen Freiheitsideen, der Mann, den der Aufstand des italienischen Freiheits-

willens auf dem Schlachtfeld von Legnano bezwungen hat.

Es ist sicher recht zweifelhaft, ob sich Barbarossa bei seiner Unternehmung in der Po-Ebene wirklich so bewußt gewesen ist, daß er deutsch und der lombardische Städtebund italienisch war; aber das ist wieder eine Frage der Geschichtswissenschaft, der Geschichte für wenige Auserwählte — was hingegen politisch zählt und feststeht, ist die Geschichte, wie man sie in der Schule lernt und lehrt.

Wenn wir zur neuern Zeit übergehen, finden wir die Beziehungen unserer beiden Länder wieder von einem Schreckbild beherrscht und verfälscht: dem deutschen Versuch, Italien zu einer Politik zu zwingen, der das italienische Volk zu folgen sich weigerte.

Der Dreibund war ein Phantom

Die Polemik zwischen Italienern und Deutschen um den Dreibund und Italiens Haltung 1914/15 sind noch lebendig, wenn auch — fünfzig Jahre sind unterdes vergangen — im Laufe der Zeit gemildert. Mir scheint es aber, als wäre dabei die Frage auf beiden Seiten falsch gestellt, als bestünde eine gewisse Neigung, das Wichtigste mit Stillschweigen zu übergehen, nämlich das, wovon ich eingangs sprach.

Vom pragmatischen oder diplomatischen Standpunkt aus abstrakt betrachtet, hatte der Dreibund für Italien seine volle Berechtigung. Italien, staatlich geeint und ängstlich darauf bedacht, zur wirklichen Großmacht zu werden, sah den Weg für seine Expansion besonders auf kolonialem Gebiet durch zwei reiche Großmächte versperrt, durch Frankreich und England, durch dieselben Mächte also, die in anderer Weise und Form auch dem geeinten Deutschland den Aufstieg zur Weltmacht blockierten.

Nach dem heutigen Stand unserer Erfahrung liegt die Abwegigkeit all dieser politischen Ideen auf der Hand, sei es die Expansionspolitik Deutschlands und Italiens, sei es Englands und Frankreichs Politik, Bestehendes zu erhalten. Die Vorstellung, man könne die Hegemonie über einen ganzen Kontinent durch Schlachten auf dem Boden eben dieses Kontinents an sich reißen oder gar einer anderen Macht entreißen, hat zum kollektiven Selbstmord Europas geführt. Wir alle waren es, wir Westeuropäer, die Rußland und die Vereinigten Staaten veranlaßt haben, in die europäischen Angelegenheiten einzugreifen. Wir dür-

fen die zu Beginn des Jahrhunderts eingeschlagene Politik nicht nach dem Maßstab des heute — und erst heute — Erkannten beurteilen: Die Politik von damals läßt sich nur im Zusammenhang mit den Vorstellungen, den Illusionen und den Irrtümern von damals beurteilen.

Es war unbestreitbar logisch, nochmals, daß zwei dynamische und in Ausdehnung begriffene Mächte ihre Kräfte und ihre Politik miteinander verbanden. Vielleicht weniger logisch war es, daß sich ihnen eine im wesentlichen auf Erhaltung des Bestehenden bedachte Macht wie die Doppelmonarchie anschloß. Aber das ist eine Sache für sich, wenn auch die Teilnahme Österreichs an der Allianz geeignet war, die Dinge auf der italienischen Seite psychologisch nicht wenig zu komplizieren. Soweit sich also auswärtige Politik machen läßt, als ginge es um ein wissenschaftliches Problem, war die Politik des Dreibunds für Italien eine logische und richtige Politik.

Konzipiert jedoch und vorangetrieben wurde sie im Stil der Kabinettpolitik des 18. Jahrhunderts, nämlich als Verabredung zwischen den Staatsoberhäuptern, den Generalstabschefs und den Außenministern. Auf italienischer Seite ist offensichtlich nie ernsthaft versucht worden, sie populär zu machen; was im übrigen auch nicht leicht gewesen wäre.

Ich höre noch den ironischen Ton, in dem meine Lehrerin in der Volksschule, nachdem sie in düstersten Farben Österreich als Hindernis der Einigung Italiens dargestellt hatte, die Stunde mit den Worten schloß: „Aber nun haben wir ja den Dreibund, und wenn ihr mal

groß seid und Krieg ist, dann dürft ihr euch für den Kaiser von Österreich totschießen lassen.“ Und das ist wahrscheinlich in vielen italienischen Schulen so gewesen.

Es war ein Irrtum, zu glauben, man könne Außenpolitik auf Grund eines abstrakten Kabinettkalküls machen und einen Krieg führen (der immer eine Erscheinungsform der Außenpolitik bleibt), ohne auf etwas Rücksicht zu nehmen, was es immer gab und gibt: die Reaktionen, die aus der Tiefe der Volksseele kommen. Und als bei Kriegsausbruch dann die Stunde der Wahrheit schlug, da hatte die italienische Regierung, welches ihre wirklichen Ideen und wirklichen Absichten auch gewesen

sein mochten, überhaupt keine Möglichkeit — ich wage es zu sagen —, dem Dreibund treu zu bleiben. Und der Wahrheit die Ehre: Sie hat auch gar nicht versucht, es zu tun. Ich will damit nicht in eine Diskussion darüber eintreten, ob im Juli 1914 alles nach dem Buchstaben und dem Geist des Vertrages verlaufen ist. So betrachtet, würde das Problem verfälscht. Die italienische Regierung war allenfalls dafür verantwortlich, daß sie glaubte, eine Politik machen zu können, zu der sie gar nicht imstande war; und die deutsche Regierung dafür, daß sie nicht eine Sachlage richtig beurteilt hat, die nicht richtig zu beurteilen wahrhaftig schwer war.

Außenpolitik muß von den Massen gebilligt werden

Der gleiche Fehler in anderer Form ist 1939 gemacht worden — mit dem Unterschied, daß damals die Regierung Mussolini stark genug war oder sich stark genug fühlte, der italienischen Öffentlichkeit einen Krieg plausibel zu machen, den diese ganz gewiß nicht wollte. Die Wirklichkeit erwies sich dann ja auch stärker als ein diktatorisches Regime.

Damit sind wir also wieder bei dem, was ich anfangs sagte: daß es in unserer Zeit und unter den Verhältnissen unseres heutigen politischen Lebens absurd ist zu glauben, es lasse sich eine auswärtige Politik machen, die nicht von der öffentlichen Meinung, wenigstens in ihrer großen Mehrheit, verstanden und gebilligt wird. Man kann sich darin täuschen, solange alles mehr oder minder ruhig ist; aber dann kommt die Stunde der Wahrheit in der Außenpolitik — denn diese Stunde kommt immer — und alles sieht anders aus.

Die deutsche Seite? Ich will mich lieber nicht einlassen auf die gleiche historische und weit rückschauende Analyse des, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Nichtverstehens zwischen Italien und Deutschland, von der anderen Seite der Alpen her betrachtet. Ich möchte nur

sagen, daß die Vergangenheit (und darunter verstehe ich eine ferne Vergangenheit) bei den Deutschen einen Rest von Mißtrauen gegen die Italiener zurückgelassen hat. Der Ausdruck „deutsche Treue und welsche Tücke“ als Gegenüberstellung zweier sich widersprechender Verhaltensweisen datiert sehr weit zurück in der germanischen Überlieferung. Es ist eine Überlieferung, die ein seltsames Korrektiv findet in der uralten Sehnsucht des Deutschen nach dem Süden, nach der Sonne, nach jener wirklichen oder scheinbaren Lebensfreude, die Produkt eines milderen Klimas und einer gnädigeren Natur zu sein scheint. Das ist zweifellos eine Sehnsucht, die viel mehr dem Land als seinen Bewohnern gilt, doch ist beides nie ganz auseinanderzuhalten.

Es gibt keinen italienischen Dichter, der in einem Gegenstück zu „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn“ deutsches Land besungen hätte. Hier ist etwas nicht leicht Greifbares, schwer Definierbares, aber es ist da und alles in allem doch etwas Positives, darauf sich aufbauen ließe. Daran dachte ich vor allem als ich sagte, die psychologischen und sonstigen Hindernisse, die wegzuräumen sind, seien vermutlich auf italienischer Seite größer.

Die Rolle der Resistenza

Stimmt es, wenn erklärt wird, die kommunistische Propaganda habe ihr Teil, ihr erhebliches Teil dazu beigetragen, daß das Maß gegenseitigen Verstehens zwischen unseren beiden Ländern nur ein so bescheidenes ist?

Sicher, doch nicht unbedingt.

Ich weiß nicht, ob man sich in Deutschland ganz darüber klar ist, eine wie wichtige Rolle im heutigen italienischen Leben und seiner Vorstellungswelt immer noch der Begriff *Resistenza* spielt.

Resistenza, Widerstand gegen den Faschismus, das hat es in Italien praktisch gegeben, seit der Faschismus besteht. Man braucht nur an die Sezession eines nach Zahl und Bedeutung beträchtlichen Teiles des italienischen Parlaments zu erinnern, die der Matteotti-Mord zur Folge hatte. Aber wenn wir Italiener von *Resistenza* sprechen, von jenem Widerstand, der auch für die politische Bühne des heutigen Italien noch bezeichnend ist, so denken wir besonders an den Kampf, den nach dem Zusammenbruch des Faschismus das italienische Volk gegen die deutsche Wehrmacht in Italien und gegen die unter deutschem Schutz in Salò etablierte faschistische Regierung geführt hat. Diese *Resistenza* ist für das heutige Italien ein Ehrentitel: Wäre sie nicht gewesen, dann müßte man sagen, Freiheit und Demokratie wären nach Italien auf den Lastwagen der alliierten Streitkräfte zurückgekehrt. Die *Resistenza* erst berechtigt uns zu sagen, daß

dies neue Italien, das demokratische Italien, vom italienischen Volk geschaffen worden ist — mit Kämpfen, mit Opfern und Blut.

Gegen wen richtete sich der Widerstand? Gegen die Deutschen! Ohne deutsche Unterstützung hätte sich die Regierung von Salò keinen Tag halten können. Und leider sind viele der schmerzhaftesten Unterdrückungsmaßnahmen gegen die *Resistenza* mit der Tätigkeit der SS verknüpft. Dieser Hintergrund des revolutionären Volkskampfes gegen die Deutschen verschafft der kommunistischen Propaganda gegen Deutschland, die in Italien nicht stärker ist als anderswo, ein Echo, wie sie es in anderen Ländern nicht hat.

Ich bin nicht sicher, ob auf deutscher Seite die Bedeutung dieses Phänomens unserer neuesten Geschichte ganz verstanden wird. Bestimmt ist von der einen Seite wie von der anderen recht wenig für den Versuch geschehen, es zu erklären und damit fertig zu werden.

Es gab zweierlei Deutschland

Kann man damit fertig werden? Ganz gewiß. Was sich in Italien abgespielt hat, kann und soll man auch nicht zu leugnen versuchen. Betont werden müßte vielmehr, weit stärker als das bisher geschehen ist, daß die SS keineswegs Deutschland war. Daß es noch ein ganz anderes Deutschland gab, das ebenfalls gegen den Nazismus gekämpft und für diesen Kampf einen hohen Blutzoll entrichtet hat.

Nehmen wir ein konkretes Beispiel: Die Verschwörung des 20. Juli wird außerhalb Deutschlands in der Regel als so etwas wie eine Reaktion einiger deutscher Offiziere auf die Art hingestellt, in der der „Führer“ den Krieg führte und mit dem Ziel, den Zusammenbruch zu vermeiden oder doch abzumildern. Hier haben wir aber meiner Ansicht nach zwei maßgebend wichtige Umstände zu berücksichtigen, die in Italien wenig bekannt sind:

Erstens die breite gesellschaftliche Basis und den Umfang der Verschwörung und die Brutalität ihrer Unterdrückung: In Italien glaubt man an Dutzende von Opfern, während es in Wirklichkeit Tausende waren.

Zweitens und noch wichtiger: Ihr Charakter als Auflehnung des christlichen Gewissens, vor allem in Kreisen des deutschen Adels, gegen das nationalsozialistische Regime — das war Grundidee bei der Verschwörung und wurde auch in den Prozessen deutlich.

Zwei Umstände also, besonders der zweite, die der tragischen Episode ein völlig anderes, aber entscheidendes Gesicht geben, von dem man außerhalb Deutschlands vielfach nichts weiß. Ich gehöre, glaube ich, zu denen, die hinreichend auf dem laufenden sind über das, was in der Welt vorgegangen ist und vorgeht, und doch muß ich gestehen: Das alles war mir, ehe ich nach Deutschland kam und dort lebte, faktisch unbekannt.

Man muß es bekanntmachen, besser als bisher allen bekanntmachen, und besonders den Italienern. Sind so die Dinge einmal zurechtgerückt, dann verlieren die italienische *Resistenza* und auch deren ganze Romantik den ihnen in Italien heute beigelegten deutschfeindlichen Charakter. Man kämpfte hier gegen den Nazismus, wie man in Deutschland dagegen kämpfte, man starb in Deutschland wie in Italien unter den Foltern, die die gleichen Menschen über die gleichen Menschen verhängten. Es gab zweierlei Deutschland, wie es zweierlei Italien gab.

Wird das Problem in dieser Form gestellt — und das kann um so eher geschehen, als es ja den Tatsachen entspricht —, dann entfällt die von dieser kompakten Mauer geschaffene Erschwerung in den italienisch-deutschen Beziehungen, und statt dessen wird ein neuer Berührungspunkt gewonnen. Man kann dann in Italien weiter von *Resistenza* sprechen,

ohne daß eine deutschfeindliche Kundgebung daraus wird. Die kommunistische Propaganda gegen die Bundesrepublik zwar wird deshalb nicht aufhören, aber ihre Möglichkeit, auf die Italiener zu wirken, wird ungleich geringer

sein. Die heikle Periode zwischen 1943 und 1945 wirft beiderseits der Alpen dann keinen Schatten mehr auf die italienisch-deutschen Beziehungen, sondern im Gegenteil, sie schafft verbindende Elemente.

Gegen die nationalistische Geschichtsklitterung

Dieses Problem, auf das ich mit allem Freimut zu sprechen kam, ist wichtig, aber es ist nicht das einzige.

Ich habe vorhin auf die Bedeutung des geschichtlichen Erbes hingewiesen. Seit mehreren Jahren ist eine italienisch-deutsche Gemischte Kommission mit Ernst und Eifer am Werk: Sie versucht, aus den Lesebüchern der Elementar- und Mittelschulen, gerade aus ihnen, nach Möglichkeit widersprüchliche Standpunkte auszumerzen; sie versucht, zu einer besser ausgewogenen Einschätzung der beiderseitigen Positionen zu gelangen; sie versucht, aus der Vergangenheit stärker das hervorzuheben, was uns verbindet, als was uns trennt. Das soll keine Verfälschung der Geschichte sein, sondern nur der Versuch, die nationalistische Geschichtsklitterung zu berichtigen, die sich

besonders während des vorigen Jahrhunderts in das einschlägige Schrifttum eingeschlichen hat.

Vieles ist auf diesem Gebiet schon geschehen. Vieles bleibt noch zu leisten und muß geleistet werden, denn es ist überaus wichtig. Wir Völker Europas sind durch das Erbe unserer Geschichte — die leider Geschichte von Kriegen aller gegen alle, Geschichte von Haß und Ränkespielen ist — zu schwer belastet, als daß wir uns ihm entziehen könnten.

Nicht nur von Vergangenen ist aber zu sprechen. Der Mangel an Kenntnis und Verstehen zieht sich unglücklicherweise auch bis in die Gegenwart hin. Das Bild, das man sich in Deutschland vom heutigen Italien macht, ist zumindest entstellt, und nicht weniger entstellt ist das Deutschlandbild in Italien.

Wie ernst ist die kommunistische Bedrohung?

In Deutschland herrscht eine gewisse Neigung, Italien als ein Land der Unruhen hinzustellen, eines schwer verständlichen, etwas ungesunden Gärens, und bedroht vom Gespenst des Kommunismus. Wenn das so ist, sind auch wir Italiener daran schuld: Das muß man zugeben. Der politische Kampf in Italien nimmt oft übermäßig polemische Formen an. Kein Wunder: In Italien ist eine ganze Gesellschaftsordnung im Verschwinden, sie ist zu verschwinden nicht gewillt und verteidigt sich. Es ist schwer, in der Defensive beherrscht zu bleiben; noch schwieriger ist Maßhalten in der Offensive. Solche Polemik löst einen noch verschärften und verstärkten Widerhall in der italienischen Presse aus; die deutschen Zeitungskorrespondenten in Rom berichten ihren Blättern von dem Italien, wie es sich in der italienischen Presse darstellt, und diesen deutschen Blättern entnimmt der deutsche Durchschnittsleser sein Urteil über die italienische Situation.

Italien genießt offenbar das nicht eben beneidenswerte Privileg, den stärksten kommunistischen Stimmenanteil, absolut relativ, in ganz Westeuropa zu haben. Man muß aber berücksichtigen, daß es sich dabei nicht um

wirkliche kommunistische Wahlstimmen handelt, sondern um eine Protestwahl: Wer kommunistisch wählt, hat oft nicht die blasseste Ahnung davon, was es heißt, Kommunist zu sein. In Wirklichkeit ist die kommunistische Bedrohung in Italien viel weniger ernst, als wir Italiener selbst sagen und glauben.

Italien befindet sich in einer Krise, soviel ist gewiß. Wie kommt es wieder heraus?

Die inneren Probleme des Landes sind nicht neu. Fast ein Jahrhundert lang haben die hier einander ablösenden verschiedenen Regierungen und die Vertreter der verschiedenen Regierungssysteme geglaubt, die italienischen Probleme meistern zu können — Probleme, die sich zunächst einmal auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen: ein Lebensstandard, der unter dem Niveau der westlichen Welt liegt, der wir zugehören und in der wir leben müssen — bei gleichzeitiger äußerer Expansion. Der Zweite Weltkrieg hat hier ein für allemal Hoffnungen und Illusionen zerstört; wir haben versuchen müssen, mit unseren Problemen unter uns fertig zu werden. Und einmal auf dem Wege dazu, haben wir überraschenderweise entdeckt, daß das möglich war.

Es folgte die stürmischste industrielle Revolution, die es jemals in Italien gab. Diese industrielle Revolution ist das italienische Wunder genannt worden. Doch dieses italienische Wunder bedeutete auch, daß Italien fast unvermittelt vom Vorkapitalismus zum Neokapitalismus übergegangen ist und die Phase des eigentlichen Kapitalismus fast völlig übersprungen hat. Das führte — und anders konnte es gar nicht sein — zur Aufhebung des bestehenden wirtschaftlichen und vor allem sozialen Gleichgewichts. Ein solcher Umschwung indes — für ein reiches Land bedeutet arm zu werden bekanntlich ein sehr ernstes Problem; nicht jeder denkt aber daran, wieviele Probleme und wie ernste sich für ein Land ergeben, das arm gewesen ist und nun beginnt, es etwas weniger zu sein —, solch jäher Umschwung konnte nicht ohne Rückwirkungen, auch politische, bleiben. In gewisser Hinsicht entspricht die politische Frontenbildung noch den Verhältnissen des vorkapitalistischen Italien. Auch

sie muß sich anpassen, umbilden, entwickeln, und die Umbildungen auf dem Sektor Politik sind nicht weniger schwierig als die Entwicklungen im sozialen Bereich.

Liegt Italien im Fieber? Wahrscheinlich — aber es ist ein Wachstumsfieber, und über alle gegenwärtigen Schwierigkeiten hinweg ist das Land im Begriff, sich auf einen Ausgleich hin zu entwickeln. Schon kann man sehen, wie die Grundzüge sich abzuzeichnen beginnen.

Nötig ist, daß sich die Deutschen einmal entschlossen von dem Eindruck gewisser italienischer Äußerlichkeiten frei machen und darüber hinaus zu einer profunderen Einsicht in die Verhältnisse gelangen. Wir Italiener müssen ihnen dabei behilflich sein, und das ist nicht immer einfach, weil unsere Fragen klar zu erkennen auch für uns nicht immer einfach ist. Behilflich sein aber können wir nur, wenn sich auf deutscher Seite stärkeres Interesse an einem Kennenlernen zeigt.

Falsche Vorstellungen von Deutschland

Italien seinerseits macht sich von Deutschland eine grundfalsche Vorstellung. Jeder in Italien weiß natürlich von dem Deutschland des Wirtschaftswunders, doch ist man geneigt, hinter dem äußeren Bild von deutschem Wohlstand und wirtschaftlichem Aufblühen ein vorzugsweise konservatives, wo nicht geradezu reaktionäres Deutschland zu suchen. Wenige, ganz wenige sind sich darüber klar, daß Deutschland konservativ nur insofern ist, als Inflation, Nationalsozialismus, Krieg und erste Nachkriegszeit die deutsche Sozialstruktur von Grund auf dermaßen verändert haben, daß es eine Erholungszeit mehr als nötig brauchte. Solch scheinbar konservativer Charakter des deutschen Lebensstils darf aber nicht übersehen lassen, daß Deutschland heute eins der sozial fortschrittlichsten Länder des Westens ist, nicht so sehr und nicht allein in der Sozialgesetzgebung, sondern weit mehr noch in bezug auf gerechtere Güterverteilung und Verwirklichung der klassenlosen Gesellschaft — der Endzweck, dem diese neue, mehr oder weniger treffend von uns Neokapitalismus genannte Gesellschaftsform zustrebt. Wenige

sind sich in Italien bewußt, daß zahlreiche soziale Probleme, die wir laufend anzupacken und zu lösen trachten, in Deutschland schon seit geraumer Zeit gelöst sind. Man kann weder die wachsende Bedeutung der deutschen Sozialdemokratie mit Stillschweigen übergehen noch — und das vor allen Dingen nicht — die tiefgreifende Wandlung, die sich in der deutschen Jugend vollzogen hat. In Italien ist man geneigt, starr auf gewisse Erscheinungen hinzublicken, die geeignet sind, Gespenster von einst wieder auftauchen zu lassen (in welchem Land gäbe es wohl keine!). Man will nicht das neue Deutschland sehen — oder schlimmer noch, es nicht zur Kenntnis nehmen —, das im Begriff ist, seine endgültige Gestalt zu gewinnen.

Die Deutschen, sie auch, müssen uns helfen, das Deutschland von heute wie das von morgen besser und genauer in seiner ganzen Problematik zu begreifen. Und wir Italiener müssen mehr als bisher zeigen, daß wir an den Problemen Deutschlands Anteil nehmen und das wirkliche Deutschland suchen wollen.

Alle müssen zum gegenseitigen Verständnis beitragen

Man mag mir vorhalten, daß ich manches hier unerwähnt gelassen habe, was wesentlich ist: die deutsche Wiedervereinigung, die mögliche Wiedergeburt eines deutschen Nationalismus, Deutschlands Stellung zwischen West und Ost — lauter Dinge, die größten Einfluß darauf haben oder haben könnten, welches Bild sich andere europäische Länder von Deutschland machen.

Das alles sind Fragen, die jedem vollkommen gegenwärtig sind, der in Italien mit Auslands politik zu tun hat — also nicht wenigen. Vollkommen gegenwärtig sind sie den leider nur kleinen Kreisen, die sich aktiver mit den italienisch-deutschen Beziehungen befassen. Die Mehrzahl der Italiener nimmt aber davon wenig Kenntnis: Fragen des Verhältnisses zwischen Italien und Deutschland werden überlagert von den dringenderen Problemen in nah und fern, beiderseitigen fast, die ich aufzuzeigen suchte. Nur wenn man sie herauschält, kann man eine größere Zahl von Italienern dazu bringen, sie im Geist wahrer Freundschaft zu erkennen und zu verstehen. Ausdrücklich wollte ich das Problem der Massenbeziehungen zwischen unseren beiden Ländern berühren: der Beziehungen, auf die es ankommt und in denen sich das Fehlen eines echten Kontaktes am empfindlichsten bemerkbar macht.

So bleibt Problem Nummer eins dasjenige, das ich eingangs beleuchtete: Wie läßt sich der Abstand, der Mangel an Interesse, der

Mangel an Verständnis zwischen unseren Ländern beheben? Wie fängt man es an?

Die Regierungen müssen helfen. Sie können viel tun, und es sei ruhig zugegeben, daß von der einen Seite wie von der anderen der Bedeutung dieser Dinge keine hinreichende Aufmerksamkeit gewidmet worden ist.

Aber die Regierungen allein genügen nicht. In Italien sowohl als in Deutschland — das mag Erbe unsere geschichtlichen Vergangenheit sein — neigt man gleichermaßen dazu, sich die brennendsten Probleme vom Hals zu schaffen, indem man den Staat bittet, sie zu lösen — einer der vielen Punkte, in denen unsere beiden Länder einander ähnlicher sind, als sie denken. Das ist kein demokratisches Verfahren. In einer echten Demokratie muß das Volk der Regierung sagen, was sie tun soll, nicht umgekehrt.

Ein solcher Antrieb, sich kennenzulernen, sich näherzukommen, sich zu verstehen, muß ein bißchen von uns allen ausgehen, alle müssen wir dazu beitragen, jeder nach seinen Möglichkeiten.

Der Mangel an gegenseitigem Kennen und Verstehen ist ein Faktum. Hindernd lastet es beständig auf allem, was wir sonst gemeinsam fördern könnten. Das Bild, das man in Italien von Deutschland hat, hängt davon ab. Erst wenn die eine wie die andere Seite zur Einsicht gelangt, daß das Problem vorhanden und daß es ernst zu nehmen ist, erst dann wird man darangehen können, es zu lösen.

Umgang mit Deutschen

Über den Versuch, Völker zu charakterisieren

Das Folgende ist ein Versuch über die Deutschen. Er muß mit jener paradoxen Feststellung beginnen, mit der jede kollektiv gedachte Äußerung über Völker beginnen muß, daß es nämlich „die Deutschen“ nicht gibt. Genauer gesprochen: es gibt sie nur in einem staats- und völkerrechtlichen Sinne, wonach als „Deutscher“ bezeichnet wird, wer über einen entsprechenden Paß verfügt, wem also seine Staatszugehörigkeit attestiert ist. Diese Deutschen gibt es.

„Der Deutsche“ aber, über den im folgenden geschrieben wird, ist etwas anderes als eine staatsrechtlich definierbare Person. Er ist Angehöriger eines Volkes, des deutschen Volkes, und die Frage erhebt sich, ob es eine bestimmte Charakteristik dieses bestimmten Volkes gebe. Wo verläuft zum Beispiel die Grenze zwischen der Behauptung, die Deutschen seien eine Gruppe von Menschen, und in dieser Gruppe lasse ich eine bestimmte Vielfalt von typischen Eigenschaften und Begabungen nachweisen wie in anderen Gruppen auch, die sich Engländer, Franzosen oder Schweizer nennen, und der anderen Feststellung, die Deutschen seien einfach Menschen an sich, gute und

schlechte, langweilige und interessante, arbeitssame und faule, lustige und traurige?

Der Versuch, Völker zu charakterisieren, ist immer wieder unternommen worden — er fasziniert. Immer wieder ist es sowohl zu schiefen Verallgemeinerungen wie zu realistischen Einsichten gekommen. Der Versuch scheint mir dann gewagt werden zu dürfen, wenn man sich stets der Grenzen kollektiver Urteile über Völker bewußt ist und sich vor der Versuchung hütet, die Aufzählung bestimmter Völkermerkmale mit einer moralischen Bewertung zu verknüpfen.

Auf diesem Gebiet ist schwer gesündigt worden und wird noch immer viel Unsinn geschrieben. Denken wir nur an die zahlreichen von Überheblichkeit und Hochmut triefenden Urteile der Europäer über die Amerikaner. Gerade für eine Betrachtung der Deutschen gilt das Gebot, sich moralischer Bewertungen zu enthalten, in doppeltem Maße. Die Deutschen haben eine „jüngste Vergangenheit“. Mit ihr fertig zu werden, ist ihre Sache. Sache des Betrachters ihrer Wesensart kann nur sein, diese jüngste Vergangenheit miteinzubeziehen, um den Deutschen zu helfen, mit ihr fertig zu werden.

Deutsche Kultur und Sprache

Die Elemente, die untersucht sein wollen, sobald wir ein Volk zu charakterisieren trachten, sind: Sprache und Kultur, die Eigenart der sozialen und politischen Verhältnisse und Einrichtungen, die Schicksalsgemeinschaft der Geschichte, seine Beziehungen innerhalb der Völkergemeinschaft und die Summe aller Lebensgewohnheiten und Lebensinhalte. Geht man von diesem Schema aus, so ergeben sich für die Beurteilung des deutschen Volkes bestimmte Voraussetzungen, die für andere europäische Völker nicht vorhanden sind.

Es gibt zwar eine deutsche Kultur und Sprache, wie es eine englische, französische und italienische gibt; dieser deutschen Kultur und Spra-

che geht aber die Geschlossenheit etwa der französischen oder italienischen Sprachkultur ab, wohl auch deshalb, weil die Deutschen ein Volk der Mitte sind, von Beginn angesiedelt zwischen dem romanischen und dem slawischen Europa. Der deutschen Sprachkultur hat außerdem von jeher ein die geistigen Maßstäbe und Normen bestimmendes hauptstädtisches Zentrum gefehlt. So weit sich das Deutschtum in der Sprache darstellt, mangelt ihm ein prägender Geist wie der der Französischen Akademie. Die deutsche sprachlich-literarische Kultur ist stets von verschiedenen Kulturzentren geformt worden und hat zu allen Zeiten weit über einen einzigen staatlich-nationalen Rahmen hinausgereicht.

Soziale und politische Verhältnisse

Was die Eigenart der sozialen und politischen Verhältnisse betrifft, so waren auch sie in Deutschland nicht annähernd so einheitlich wie im übrigen Europa. Die Marke „Junkertum“, die man ihr in der neueren Zeit angehängt hat, war nur eine Marke neben anderen. Die jüngste deutsche Geschichte zeigt hinsichtlich ihrer sozialen Entwicklung wohl drei Abschnitte.

Der erste, von der Gründung des Bismarck-Reiches bis zum Ersten Weltkrieg reichend, war die Epoche der großbürgerlichen Gesellschaftskultur, wie sie auch im übrigen Europa herrschte — mit allen Merkmalen auch des Parvenuehaften. Neben dem Junkertum stand hier die Großbourgeoisie, in sich selbst vielfach aufgegliedert. Den Unterbau bildete das aufkommende Proletariat, das aber in Wahrheit viel weniger sozialradikale Züge aufwies, als es die politische Agitation wahrhaben wollte. Die Mehrheit der deutschen Industriearbeiterschaft dachte und fühlte kleinbürgerlich. Deshalb gelang es verhältnismäßig mühelos, die Revolution von 1918/1919 aufzufangen und in das System der Weimarer Republik einzubauen. Deshalb spekulierte und appellierte der aufkommende Nationalsozialismus an die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Instinkte der Massen. In dieser Beziehung unterschied sich der sogenannte Durchschnittsdeutsche gar nicht so wesentlich vom Durch-

schnittsfranzosen des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; verschieden waren nur die Inhalte und Ziele des deutschen und des französischen Kleinbürgertums.

Den zweiten Abschnitt in der Entwicklung der gesellschaftlichen Kultur bildeten die Jahre zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg. Sie verliefen für die Deutschen etwas anders als für die übrigen Europäer: Die Inflation zerstörte oder erschütterte zumindest die wirtschaftlichen Grundlagen des Kleinbürgertums, und der verlorene Krieg mit dem folgenden politischen Umsturz raubte ihm das Gefühl stolzer Geborgenheit im Rahmen eines imposanten Reiches. Am Weimarer Staat haftete der Geruch des Konkurses.

Die dritte Entwicklungsstufe begann 1945. Sie ist in vollem Fluß und läßt sich dadurch charakterisieren, daß die Ereignisse die innere Vielfalt mehr und mehr auflösen und das deutsche Volk unter allen europäischen am entschiedensten den Schritt auf den sogenannten Amerikanismus als Lebensstil hin tun lassen. Die letzten Reste des „Wilhelminismus“ sind mit einer Vollständigkeit zusammengebrochen, die kaum mehr Rückstände übriggelassen hat. Deutschland ist zwar ein bürgerliches Land geblieben, aber der bürgerliche Lebensstil dieses heutigen Deutschlands formt sich weniger an der Tradition als vielmehr am amerikanischen „way of life“.

Das Verhältnis zur Geschichte

Damit sind wir bereits zu einem grundlegenden Unterschied zwischen dem deutschen und anderen europäischen Völkern vorgestoßen. Er betrifft das Verhältnis zur Geschichte. Alle europäischen Völker machen eine Krise ihres Geschichtsbewußtseins durch. Infolge des Ausmaßes der Katastrophe von 1945 ist aber in Deutschland die Kontinuität eines positiven geschichtlichen Erbes stringent unterbrochen worden, das Gewicht der verhängnisvollen nationalsozialistischen Vergangenheit belastet immer noch das historische und das Gegenwartsbewußtsein der Deutschen. Deutschlands Stellung in der Völkergemeinschaft ist noch keineswegs ausgeglichen.

Schließlich die Summe der Lebensgewohnheiten und Lebensinhalte. Man kann von ihr sagen, daß sie zwar äußerlich intakt geblieben ist — auch nach 1945 ging das Leben weiter; aber sie erhielt ihre besondere Prägung aus dem Moment, in dem die Beziehungen des deutschen Volkes zu seiner bisherigen Geschichte in Frage gestellt wurden, durch das seine Beziehungen zum Verhältnis der drei Zeitgrößen Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart ganz allgemein berührt worden sind. Das Tempo, die Geschwindigkeit des Übergangs beherrscht in ausgeprägter Weise die deutsche Gegenwart.

Gehen wir nun daran, das als „deutsch“ begriffene Wesen und seine Inhalte zu umschreiben. Wir können das nicht, indem wir ein Verzeichnis der typischen Eigenschaften „der Deutschen“ anlegen, sondern indem wir uns fragen, was für Eigenschaften sich dieses Volk aus den Gegebenheiten seiner Lage, seiner Geschichte und seiner kulturellen Gaben zulegen mußte. Wobei wir uns im klaren sind, daß es sich bei diesen äußeren Gegebenheiten, auf das Ganze betrachtet, um ein eng verflochtenes, ununterbrochenes Geben und Nehmen gehandelt hat; ein jedes Volk lebt in einer bestimmten, vorgefundenen Umwelt und pflegt sie zu verändern, da es sich mit diesen Bedingungen und gegen sie durchsetzen muß, und die so verwandelte Umwelt ändert hernach wiederum die Lebensgewohnheiten des betreffenden Volkes.

Das erste, die Lage: Das deutsche Volk bildete sich nach den ersten Jahrhunderten steter Wanderschaft und innerer Stammeskämpfe im mitteleuropäischen Raum zwischen Elbe, Rhein und Donau. Es ging aus einem typisch kontinentalen Raum hervor; mit dem Meer, der Nordsee, kamen nur die nördlichsten deutschen Stämme in dauernde Berührung. Zwei deutlich verschiedene Landschaftstypen haben dem Charakter der Deutschen ihren Stempel aufgeprägt: die norddeutsche Ebene und die mitteldeutsche Mittelgebirgslandschaft. Jene deutschen Stämme, die von der hochalpinen Landschaft geformt worden sind, haben sich entweder wie die Schweizer im späten Mittelalter vom staatlichen Nationalverband abgelöst oder, wie die Oberbayern, ein ausgeprägtes Eigenleben beibehalten.

Die Einflüsse des Landschafts- und Naturcharakters werden noch deutlicher im Vergleich mit anderen europäischen Völkern und ihrer Wechselbeziehung zu Landschaft und Natur. Ohne die britischen Inseln hätte es kein Britentum gegeben, ohne die Milde und Fruchtbarkeit des in sich geschlossenen französischen Raumes ließe sich vieles am französischen Wesen nicht verstehen.

Da ist zunächst zu sagen, daß die deutsche Landschaft und das ihr eigene Klima von den Menschen ständigen Kampf forderten. Nachdem einmal die Wanderbewegung der deutschen Stämme abgeschlossen und die Aufteilung der Lebensräume sich verfestigt hatte,

galt es, durch intensive Arbeit den Boden zu bebauen, die Wälder zu roden und sich, allen Rückschlägen zum Trotz, gegen die Unbilden der Natur zu behaupten. Der Landmann war wirklich der Bauer, das heißt der Mann, der vom Boden nur etwas erhielt, wenn er Mühe und Arbeit auf ihn verwendet, ihn bebaut hatte.

Weder der natürliche Reichtum des französischen Bodens noch die Vorzüge des milden Klimas der Mittelmeerländer sind dem mitteleuropäischen Raum eigen. Aber auch die Ausweichmöglichkeiten auf das Meer, die so entscheidend den Charakter der Briten und der Skandinavier beeinflußt haben, fehlten dem Deutschen. Hier forderte das Land die hartnäckige und zielvolle Arbeit von Generationen am gleichen Platz.

Der Deutsche lernte aus dieser Aufgabe die Notwendigkeit der zähen Leistung und der vorausschauenden Organisation, er lernte die Bedeutung kühner, mit neuen Ideen vorstoßender Einzelner und die Unerläßlichkeit der unaufhörlichen Arbeit schätzen. Vom Zeitalter Karls des Großen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, tausend Jahre lang, war das deutsche Volk überwiegend ein Bauernvolk, erzogen von der Natur seines Landes und der harten Arbeit von Generationen. Die Handwerker und Händler seiner berühmten Städte bildeten eine wirtschaftliche Minderheit. Zwischen 1850 und 1900 ging die Umwandlung dieses schwer arbeitenden Bauernvolkes in ein leistungsbereites Industrievolk vor sich. Das Tempo war übereilt. Unter den großen kontinental-europäischen Völkern hat keines die Umwandlung aus einem Bauern- in ein Industrievolk in ähnlich konzentrierter Weise durchgemacht wie gerade das deutsche.

Von der Realität dieses bedeutsamen Wandels aus stoßen wir dann auch bereits auf bestimmte, unübersehbare Eigenschaften des deutschen Volkscharakters. Von ihnen dürfen wir sagen, sie seien für die Gesamtheit bezeichnend.

Eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Deutschen schlechthin (wie sie sich auch unter deutschstämmigen Menschen jener deutschsprachigen Räume findet, die sich im späten Mittelalter aus dem Reichsverband gelöst haben) ist die Freude an der Leistung und an der Bewährung; damit verwandt ist eine begeisterungsfähige, dem Fernen zugewandte Phanta-

sie, genährt aus den irrationalen seelischen Tiefenschichten. Es sind die Wesensmerkmale eines ausgesprochen kontinentalen Volkes, das sich unter harten äußeren Bedingungen behaupten mußte. Aber auch eine andere ty-

pische Eigenschaft der Deutschen, ihre Aufgeschlossenheit gegenüber allem Fremden und Neuen, läßt sich letzten Endes aus der Erfahrung mit der Scholle und dem bindenden Dienst an ihr erklären.

Leistungswille

Gehen wir auf die Einzelheiten ein, greifen wir den Leistungswillen heraus. „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun.“ Dieses Wort, das Bismarck zugeschrieben wird, hat seinen Vorgänger in einer Formulierung Lessings, der einmal erklärt hat, er, vor die Wahl gestellt, von Gott die volle Wahrheit oder aber das Streben nach Wahrheit zu erhalten, gebe dem Streben den Vorzug. Diese Freude an der reinen Leistung, obendrein an der bedeutenden, hohe Anforderungen stellenden Leistung, hat nicht nur die beeindruckende Kultivierung des spröden deutschen Bodens zustande gebracht. Sie war auch die Voraussetzung dafür, daß das deutsche Volk Spitzenleistungen in den exakten Wissenschaften, der Technik und auf dem Gebiet der Kunst, besonders in der Musik vollbracht hat. Die exakten Wissenschaften sind die Wissenschaften, deren Leistung berechenbar ist. Die Technik setzt den Sinn für Organisation voraus. Die Musik aber ist zugleich die regelfesteste wie dem Grenzenlosen und der absoluten Vollkommenheit am nächsten kommende unter den Künsten.

Das 19. Jahrhundert mit seinem rapiden tech-

nischen Aufschwung, seiner Begeisterung für die exakten Wissenschaften und seinem entschiedenen Ja zur Industrialisierung weckte im deutschen Volk Neigungen und Fähigkeiten, die es angesichts der bestimmenden Rolle der Zivilisation in der modernen Welt sofort in die vordersten Reihen unter den europäischen Völkern führen mußte. Es war wohl schicksalhaft, daß der geschichtliche Augenblick der politischen Einigung des deutschen Volkes mit dem Durchbruch des technisch-industriellen Zeitalters zusammenfiel. Der Geist der Zeit prägte zugleich das politische und das nationale Wollen und Denken der Deutschen. Der deutsche Leistungswille ist aus den Kräften des Verstandes allein nicht deutbar. Was hinter ihm wirkt, ist eine rational nicht erklärbare Freude an der organisatorischen Tat, aber auch eine gewisse Bereitschaft, sich organisieren zu lassen.

Der Deutsche ist also keineswegs ein nüchterner, ausschließlich vom Verstand beherrschter Leistungsmensch. Er ist ein Tatmensch, dem die Kräfte des Gemütes und die Tiefen des Gefühls den organisatorischen und schöpferischen Leistungen die Impulse verleihen.

Gemütskraft

Man hat die Deutschen das „Volk der Dichter und Denker“ genannt. Genauer müßte man sie eigentlich das Volk der Dichter und Musiker nennen. Beide Künste haben im deutschen Kulturbereich die entscheidenden Antriebe aus der Erlebniskraft des Gemütes erhalten. Kaum etwas anderes ist dafür so bezeichnend wie die Tatsache, daß die deutschen Klassiker innerhalb der europäischen Literatur als Dichter der Gemütskraft empfunden wurden. So hat das dichterische Werk Goethes in Frankreich dazu beigetragen, die Kunstrichtung der Romantik auszulösen. Der verstandesklaren und verstandeskühlen französischen literarischen Klassik erschien die Dichtung des Klassikers Goethe wie aus den grenzenlosen Quellen des Gemütes geschöpft. Die

deutsche Sprache bietet sich dem Fremdsprachigen als Sprache des Wörterreichtums, der unendlichen, mit Gemütsakzenten versehenen Nuancen an, zugleich als Sprache, in der sich — weit länger als in den romanischen Ländern — die enge Verbindung zu den Volksdialekten erhalten hat. Umgekehrt bildet das Abenteuer der nach absoluten Regeln arbeitenden Kunst der Musik für den nach Höchstem strebenden deutschen Leistungswillen eine faszinierende Versuchung.

Die Eigenschaft, eine schöpferische Tat um ihrer selbst willen zu vollbringen, aus dem unwiderstehlichen inneren Impuls heraus, hat das Verhältnis des Deutschen zu seiner jeweiligen Wirklichkeit in besonderer Weise bestimmt.

Abermals ziehen wir, um zu verdeutlichen, was wir meinen, den französischen Vergleich heran — wie denn überhaupt in der deutsch-französischen Gegensätzlichkeit, sobald wir sie als eine schöpferische Polarität und nicht als eine künstlich gezüchtete, angeblich natürliche Feindseligkeit betrachten, eine große, kaum ausgeschöpfte Möglichkeit besteht, die beiden Volkscharaktere besser zu verstehen. Der Franzose unterwirft unbedenklich und selbstverständlich die Wirklichkeit, die er antrifft — die politische, soziale, wissenschaftliche —, seinem rationalen, ordnenden und klassifizierenden Willen. Er beherrscht die Wirklichkeit mit der Kraft der Sprache, mit der Klarheit der Latinität. Das zeigt sich überall in Frankreich, vom Schulwesen bis zur Numerierung und Klassifizierung der Straßen. Für ihn ist die Wirklichkeit viel gegenständlicher. Sie fordert ihn heraus.

Anders der Deutsche. Er verliebt sich entweder in sie, oder er haßt sie. Man könnte auch sagen, er reagiere weiblicher auf das Problem der Wirklichkeit als der Franzose. Genauer vielleicht: künstlerischer. Ihm wird — wie dem Bildhauer die Begegnung mit dem Stein-

Der Deutsche und die Wirklichkeit: das Thema wäre unerschöpflich. Eine Geschichte des europäischen Geistes könnte als Geschichte der jeweiligen Beziehungen der im Blickfeld stehenden Völker zur gegebenen Wirklichkeit geschrieben werden. Es ergäbe sich, daß sich die europäischen Völker in vornehmlich idealistische und in eher realistische oder, politisch betrachtet, in revolutionäre und in konservative einteilen lassen. Realistischen und konservativen Charakters sind in diesem Sinn etwa die Völker der deutschen Randgebiete, die Niederländer mit ihrer Malerei des 17. Jahrhunderts, oder die Schweizer mit ihren Dichtern Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf; wogegen doch wohl die Romantik als die deutscheste aller deutschen Geistesbewegungen angesprochen werden darf.

Idealistische Völker finden sich nicht mit der gegebenen Wirklichkeit ab und schließen mit ihr ungerne Kompromisse. So auch das Deutsche. Dicht nebeneinander liegen im deutschen Charakter der Hang, die Wirklichkeit romantisch zu verklären, und der Wille, sie kämpferisch zu verändern. In der romantischen deutschen Dichtung, bildenden Kunst und Musik, bei Denkern wie Hölderlin oder Nietz-

block — die Begegnung mit der Wirklichkeit zur Vision. Doch das gilt nur für den ersten Impuls. Gleich hinterher bricht der männliche Tatwille durch. Die Wirklichkeit wird nun bewertet und hernach einem Schema von Forderungen unterworfen. Sie wird zum Problem. Der Deutsche bezieht die Wirklichkeit sofort in ein bestimmtes Weltbild ein und geht daran, sie diesem möglichst kompromißlos anzupassen. Seine Philosophen sind Philosophen der Idee und der Pflicht zugleich. Seine Durchschnittsmenschen aber sind jene, die den Sandboden der brandenburgischen Mark in Ackerland verwandelt, im 19. Jahrhundert ihre vorbildlichen Großstädte angelegt und im 20. Jahrhundert als die ersten in Europa die großartig geführten Autobahnen gebaut haben. Diese hätten sie — dessen sind wir gewiß — auch ohne Adolf Hitler als erste in der Alten Welt geschaffen. Das Tempo des Wiederaufbaues in Deutschland nach der größten Niederlage der deutschen Geschichte wie auch die Leistungen des sogenannten Wirtschaftswunders sind bezeichnende Ergebnisse bestimmter Stärken des deutschen Volkscharakters.

Verhältnis zur Wirklichkeit

sche schlägt das eine, bei Friedrich Krapp oder Karl Marx das andere durch.

Die gegebene Wirklichkeit kämpferisch erobern: gibt es in unseren Tagen ein bezeichnenderes Beispiel dafür als die Anziehungskraft, die die Eigernordwand auf deutsche Bergsteiger ausübt? Solange der Alpinismus in den Schweizer Alpen im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts außer für die Schweizer vornehmlich das Pachtgebiet der Briten geblieben war, galt die Eigernordwand als die respektgebietende Unüberwindliche. Bis in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts der Ansturm deutscher Kletterer begann: ihnen bedeutete die Unüberwindlichkeit eine Herausforderung. Die Unbezwungene mußte bezwungen werden.

Einem Volk, dem die Wirklichkeit vornehmlich Anlaß bietet, sie zu bezwingen, liegt alles, was die Marke „Heldentum“ trägt. Über die wirklich heldenhaften Leistungen der Deutschen als Soldaten ist kein Wort zu verlieren. Wohl aber ergibt sich, daß dann, wenn das Heldentum zu bewußt gesucht wird und gleichsam zur Lebensform des Alltags erhoben werden soll, der Schritt hinüber zum falschen Heldentum, zum inhumanen Verhalten winzig

klein geworden ist. Ich erinnere mich, wenn ich das schreibe, einer kleinen, wie mir aber scheint, bezeichnenden Episode.

Zu Beginn der dreißiger Jahre nahm ich in einer Jachtschule an der Ostsee an einem Lehrgang für Hochseesegeln teil. An einem frischen Märzorgen übten wir mit kleinen Jollen, in denen vier Mann Platz hatten. Das Übungsgebiet befand sich in einer etwa einen Kilometer langen und breiten Bucht. Überquerte ein Boot die Bucht, so gelangte es, etwa zwanzig Meter vom jenseitigen Ufer entfernt, unvermutet in untiefes Wasser und lief Gefahr zu kentern.

Zu viert kreuzten wir an jenem Vormittag in der Bucht auf und ab, nicht besonders aufmerksam; plötzlich war unsere Jolle im flachen Wasser umgefallen. Rasch lief sie voll, während wir im Wasser standen. Als der Älteste der Gruppe schlug ich vor, das Boot an das kaum zwanzig Meter entfernte Ufer zu schieben, dort auszuleeren und vorsichtig wieder flottzumachen.

Ich kam schön an. „Niemals!“ lautete die entschiedene Antwort meiner Kameraden. „Jetzt kommt alles darauf an, daß wir einen guten Eindruck machen.“ Was soviel hieß, daß unsere Jolle nicht an Land, sondern in das offene Wasser geschoben wurde. Sie sollte schwimmend zum jenseitigen, einen Kilometer entfernten Hafen gebracht werden.

Wir wurden bald entdeckt, mit einem Motorboot eingeholt und aufgefischt. Der Wahrheit halber sei hinzugefügt, daß die „Heldentat“ nicht gewürdigt wurde und der Spott über unser Mißgeschick das Lob für unsere Haltung bei weitem überwog. Trotzdem hallt mir jenes „Jetzt kommt alles darauf an, daß wir einen guten Eindruck machen“, immer noch in den Ohren, und die ihm folgende „Flucht nach vorn“, in das offene Fahrwasser, empfand ich als falsches Heldentum, meinen nüchternen, unheldischen Rat aber als erzschweizerisch.

Hat sich die Versuchung des falschen Heldentums, die Versuchung, gleichsam vor der Geschichte einen „guten Eindruck“ zu machen und folglich bis zum sinnlosen Ende auch ohne innere Überzeugung mitzugehen, nicht wiederholt als deutsches Verhängnis erwiesen? Ich denke, wenn ich das sage, etwa an die sinnlose Opferung der deutschen Studentenbataillone vor Langemark. Jene Elite, die dort im Maschinengewehrfeuer fiel, fehlte fünf Jahre später, als nach dem Zusammenbruch der neue Staat ihrer bedurft hätte. Eine Vereinigung des edelsten Idealismus war falschem Heldentum geopfert worden. An der ver-

pfuschten Weichenstellung der Politik und Strategie vermochte dieses Opfer nichts mehr zu ändern, wogegen die bittere Wirklichkeit des verlorenen Krieges vielleicht durch eine Schicht überdurchschnittlicher Menschen zu gestalten gewesen wäre.

Wird die gegebene Wirklichkeit vornehmlich als Herausforderung gesehen, die angenommen sein will, so ist der Schritt nicht weit, die Welt als ein Kampffeld für den Wettbewerb zwischen den Völkern zu betrachten. So ungefähr sah das Weltbild der meisten europäischen Völker im 19. Jahrhundert aus. Die europäischen Nationen standen sich furchtlos und hochgerüstet gegenüber, vorerst damit beschäftigt, Afrika und Asien zu unterwerfen. Damals übernahm jener deutsche Schulmeister seine Aufgabe am Volke, der vom Preußentum den Pflichtbegriff als oberstes Leitbegriff übernommen hatte und der bestimmte Tugenden zu ausschließlich deutschen erklärte. Deutsch war nicht nur die Pflicht, sondern auch die Zähigkeit und die Treue. Von daher blieb dem deutschen Reisenden ein Hang, die Umwelt und die Lebensgewohnheiten der Völker, die er bereiste, mit der heimischen Vollkommenheit zu vergleichen, um daraus erst recht eine Bestätigung für die eigene Unübertrefflichkeit zu gewinnen. Der Umstand, daß das deutsche Volk später als die übrigen Völker Europas seine nationale Einigung gefunden hat, verstärkte diese Neigung zum nationalen Hochgefühl der vorteilhaften Vergleiche. — Es ist bezeichnend für die neue Lage seit 1945, daß in der jungen deutschen Generation diese Eigenschaft viel weniger vorhanden ist.

Mit dem Hang zum bewußten und damit verfälschten Heldentum hängt eine Eigenart zusammen, die der Deutsche selbst als den „tierischen Ernst“ bezeichnet. Es wäre aufschlußreich zu untersuchen, seit wann die Redensart vom „tierischen Ernst“ in der deutschen Umgangssprache auftaucht. Ihr allgemeiner Gebrauch bedeutet den Beginn einer bedeutsamen Hinwendung zur Selbstkritik. Mit ihr war gewissermaßen das notwendige und, wenn man so sagen kann, entkrampfende Gegenmittel zum bitteren Ernst des deutschen Pflichtbegriffs gefunden. Wir vermuten, Herkunfts-ort des Wortes vom „tierischen Ernst“ sei Berlin; war es doch der Berliner, der während dreizehn Jahren tierisch-ernster nationalsozialistischer Herrschaft unverdrossen in den heilsamen Witz und in die Satire auswich.

Womit eigentlich eine Untersuchung über das Wesen des deutschen Humors fällig würde. Völker und Menschen, die die Wirklichkeit

(weil sie sie vornehmlich als kämpferische Aufgabe betrachten) zu ernst nehmen, nehmen auch sich selbst zu ernst und neigen der tragischen Pose zu. Die Geschichte des deutschen literarischen Humors bildet die Ausnahme der Regel vom „tierischen Ernst“ der Deutschen; sie lehrt uns, daß der deutsche Humor zahlreiche Beispiele eines milden Lachens über die Begrenztheit alles Menschlichen hervorgebracht hat. Gewiß, in der Geschichte dieses Humors fehlen die grandiosen Satiriker vom Schlage eines Swift. Die Satire tritt, nach den literarischen Fehden der Reformationszeit, erst wieder im späten 19. Jahrhundert auf, in den Kreisen um den damaligen „Simplicissimus“.

Wogegen der gütige und überlegene Humor, beruhend auf dem Tiefenblick in die menschliche Unzulänglichkeit, prächtige Blüten hervorgebracht hat: denken wir an Fritz Reuter, an Wilhelm Busch, an Wilhelm Raabe, die drei niederdeutschen Großen. Sie stehen neben

zahlreichen Humoristen von mehr regionaler Bedeutung in allen Gauen der deutschen Literatur.

Wir schrieben vorher, das Thema „Der Deutsche und die Wirklichkeit“ sei wesentlich. Wie viele Mißverständnisse zwischen den Deutschen und ihren Nachbarn sind doch aus der besonderen Art des Deutschen, sich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen und sich gegen sie einzustellen, entstanden! Ihre Wesensart ist an und für sich weder schlechter noch besser als das Wirklichkeitsgebaren anderer Völker auch.

Und so wie bei den anderen liegt auch bei den Deutschen das Problem darin, daß ihre Stärke — die Freude, durch Leistung die Wirklichkeit zu bezwingen — zugleich ihre Schwäche ist. Wenn doch endlich jene europäische Epoche begänne, da die Verschiedenheiten der Völkertemperaturen der Alten Welt den friedlichen, fairen Wettbewerb anregt!

Aufgeschlossenheit gegenüber dem Fremden

Nun noch einmal die Sprache. Die Sprache zählt zu den wesentlichen kulturellen Ausdrucksmöglichkeiten eines Volkes, ist aber keineswegs die einzige. Wir haben bereits die besondere Beziehung der deutschen sprachlich-literarischen Kultur zu fremdem literarischem Gut erwähnt. Die deutsche Literatur hat zu allen Zeiten freigiebig und interessiert Fremdes in sich aufgenommen und durch zahlreiche Übersetzungen der eigenen Sprache angeglichen. Bedeutende sprachliche Minderheiten deutscher Zunge existieren oder existieren mitten in anderen Kulturen, sei es infolge der politischen Entwicklung, sei es infolge Auswanderung geschlossener Volksgruppen. Die Auswüchse einer fremdenfeindlichen Deutschtümelei sind eben gerade nicht typisch für die kulturelle Gesinnung der Deutschen.

Das Interesse für das Fremde hat sich in den verschiedenen Epochen verschieden geäußert. Im 17. Jahrhundert zum Beispiel hatte in Deutschland die sprachliche Überfremdung Formen angenommen, die lächerlich wirkten und eine fast ebenso lächerlich wirkende Gegenbewegung auslösten. Später wurde die Mittlerrolle der deutschen Übersetzungen aus dem slawischen Kulturkreis für die geistige Entwicklung Europas bedeutsam. Im 18. Jahrhundert wiederum erblühte die literarische Kultur Deutschlands nicht zuletzt auf dem Boden einer vorurteilslosen Aufgeschlossen-

heit des deutschen kulturellen Strebens gegenüber fremder Anregung. Die französische Klassik regte die deutsche an, und es ist ein Hauptverdienst des deutschen „Sturm und Drang“ sowie der Romantik, wenn Shakespeares Größe in Kontinentaleuropa entdeckt wurde. Die Vorliebe des Deutschen für das Fremde, die oft so weit geht, daß der deutsche Partner bei der Begegnung mit einem Fremden sofort versucht, auch die dürftigsten Sprachbrocken an den Mann zu bringen, oder die in der bekannten Fähigkeit ihren Ausdruck findet, daß sich der Deutsche als Auswanderer inmitten eines fremden Volkes ohne Mühe dessen Eigenart anpaßt, ist umgekehrt Ursache für Rückschläge, die man von Zeit zu Zeit beobachten kann. Fremdenfeindliche Strömungen, ein trotziger Hang zur „Deutschtümelei“, wie er auch beim Nationalsozialismus vorhanden war, pflegen sich als plötzliche Reaktionen einzustellen, weil die Freizügigkeit gar zu schrankenlos geworden war. Sie sind nach unserem Dafürhalten für die Mehrheit der Deutschen nicht charakteristisch, sondern von der Agitation bewirkte Ausnahmen.

Auf das Ganze gesehen, ist der Deutsche fremdenfreundlich und darum auch ausgesprochen gastfreundlich. Der Fremde wird in Deutschland nie auf reservierte Ablehnung stoßen, im Süden sogar entgegenkommende Aufgeschlossenheit, im Norden ein höfliches Inter-

esse ihm gegenüber antreffen. Das Äquivalent zu dieser Gastfreundlichkeit ist eine ausgesprochene Reisefreudigkeit. Die Deutschen stehen in dieser Hinsicht den Engländern kaum nach, sind aber viel weniger festgelegt in bezug auf die Ziele ihrer Reiselust.

Ist die Sprache ein Element des Zusammenhanges eines jeden Volkes, so ist die Geschichte die eigentliche, sich schicksalhaft auswirkende

Bindung. Die Geschichte belastet die Gegenwart jedes Volkes mit Hypotheken. Diese sind oft untilgbar und so gewichtig, daß sie die Zukunft mitbestimmen. Gewisse, auf der Vergangenheit beruhende Wesenszüge formen den kollektiven Charakter der Völker. Deutsche wie Engländer, Franzosen wie Schweizer sind durch die Wirklichkeit der Geschichte bestimmt.

Tragische Geschichte

Die deutsche Geschichte ist, in der Gänze ihres Verlaufes betrachtet, eine ausgesprochen tragische Geschichte. Was verstehen wir darunter? Es ist das Unzusammenhängende und Gegensätzliche, das diese Geschichte charakterisiert. Die deutsche Geschichte setzt sich aus einander ablösenden Epochen zusammen und unterscheidet sich darin von anderen nationalen Geschichtsabläufen europäischer Völker, die trotz Revolutionen und Bürgerkriegen in sich geschlossener erscheinen als die deutsche historische Entwicklung.

Wir haben soeben beschrieben: Die deutsche Geschichte besteht aus Epochen. Diese sind in sich selbst geschlossen, werden aber nach ihrem Ablauf jeweils von einer meist völlig entgegengesetzt gearteten Epoche abgelöst. Einige Beispiele: Die Geschichte des Hochmittelalters endet mit dem Interregnum und der Auflösung der Reichsidee; die Geschichte des Spätmittelalters mündet in die Deutschland zersplitternde Epoche der Reformation, und diese wird vom Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges abgeschlossen. Jetzt entstehen die Einzelstaaten, die, wie Preußen und Österreich, selbständige, oft in Gegensatz zueinander stehende Geschichtsbilder erschaffen und in erster Linie zu europäischen Großmächten werden. In den Freiheitskriegen gegen Napoleon stehen sich die romantischen Hoffnungen der jungen studentischen Generation und die dynamische Machtpolitik der Fürsten in fast brückenlosem Gegensatz gegenüber. Was folgt, sind die politisch farblosen Jahrzehnte des Deutschen Bundes zwischen 1815 und 1870.

Jetzt gründet Bismarck das neue Reich. Aus der Idee des Preußentums wird die politische Generalidee des neuen Kaisertums abgeleitet und oft gewaltsam postuliert. Nach dem Tode des „Eisernen Kanzlers“ verspielen Dilettanten sein Erbe. Nach dem Ersten Weltkrieg läßt man den monarchischen Gedanken fallen

und erklärt das neue Deutschland zur demokratischen Republik. Gegen sie erhebt sich die nationalsozialistische Bewegung als radikale Negation des Bestehenden. An die Macht gekommen, führt sie Deutschland in eine politische Katastrophe, wie sie kaum je ein anderes Volk in solchem Ausmaß erlebt hat. Durch sie wird nun auch der territoriale Bestand der einstigen Bismarckschen Gründung in Frage gestellt und der deutsche Volkskörper zerrissen. Zugleich werden mit den überlieferten Werten alle bisherigen Vorgänge der Geschichte fragwürdig: Die neue Epoche knüpft an keine Vergangenheit an, sie trägt nur ihre Belastungen.

Dieser deutsche Geschichtsablauf ist ideologisch kaum zu bewältigen. Das politische Selbstgefühl der europäischen Staaten und Völker nährt sich aber nicht zuletzt daraus, daß diese Völker hinter der Kontinuität ihres Geschichtsablaufes eine Idee sehen. Die englische Geschichte — wieweit zu Recht, wieweit zu Unrecht, lassen wir offen — verkörpert in ihrem gesamten Zusammenhang dem Engländer die in der Geschichte allmählich Gestalt annehmende Idee der freien Selbstverwaltung der Teilgewalten. Die französische Geschichte erscheint dem Franzosen, von Hugo Capet über die Große Revolution bis in unsere Tage, als die trotz allen Rückschlägen logisch fortschreitende, sich auf dem Grundsatz der Zentralisation und des klar gegliederten Staatsaufbaues verwirklichende Idee des Einheitsstaates, in dem Politik und Kultur zwei Ausprägungen des einen Strebens bilden. In diesen beiden nationalen Geschichtsbildern sind dann auch völlig gegensätzliche Vorkommnisse in die gleiche Kette der politischen Leitidee einbezogen worden.

Eine solche — vielleicht ideell konstruierte, aber trotzdem eine politische Realität bildende — logische Einheit und Folgerichtigkeit existiert für die deutsche Geschichte nicht. In ihren

Epochen muß gewissermaßen immer wieder von vorn angefangen werden. Am krassesten kommt das in der Gegenwart zum Ausdruck: Der revolutionäre Nihilismus der nationalsozialistischen zwölf Jahre zeigt nicht nur verbrecherische, sondern derart sinnlos wirkende Züge, daß es für jede kommende Generation schwer ist, jene Jahre sinnvoll in den gesamten Ablauf einzugliedern. Abermals mögen Beispiele verdeutlichen, was wir meinen: Napoleon III., der ein Zerstörer gewesen ist, oder Oliver Cromwell, der England zur Republik gemacht hat, stehen trotzdem nicht so völlig außerhalb des übrigen geschichtlichen Bildes wie Adolf Hitler. Napoleon III. oder Oliver Cromwell sind nicht moralische Belastungen für ihre Völker. Hitler wird es immer sein.

Nicht genug damit, ergibt sich für jene, die nach dem Warum dieses jüngsten deutschen Geschichtsablaufes fragen, das andere Problem, an welche der vorangegangenen Epochen die deutsche Gegenwartsgeschichte anknüpfen sollte. Auch diese Frage stellt sich für kein anderes europäisches Volk gleich radikal und zweifelvoll. Die zwölf Jahre nationalsozialistischen Regimes möchten manche Deutschen am liebsten als in ihrer Geschichte nicht zählend betrachten, die Republik von Weimar hatte andere Voraussetzungen als die heutige Bundesrepublik, und das Bismarcksche Reich ist seinerseits umstritten.

So meinen wir es, wenn wir sagen, die Formung der deutschen Geschichte in geschlossene

Epochen erfülle diese Geschichte mit einer andersgearteten Problematik, als sie die Geschichte anderer europäischer Völker aufweise. Diese Problematik der deutschen Geschichte aber ist tragisch, weil ihr die politische und historische Sinngebung und damit die Erfüllung zu fehlen scheinen. Es ist eine Tragik, die um so spürbarer wird, als der deutsche Raum — der geographische, kulturelle und politische — einen ausgesprochenen Mittelcharakter aufweist: Die Deutschen bilden die Mitte zwischen dem romanischen und dem slawischen Europa. Die deutsche Geschichte scheint hin und her gerissen zwischen diesen beiden Grundrichtungen, ohne daß es gelungen wäre, der Mitte jene Stärke zu geben, deren sie bedurfte, um zu bestehen, eine Stärke indessen, die Vertrauen und nicht Furcht ausströmte.

Die Fragezeichen, die für andere Europäer bei der Betrachtung des Deutschen als politischem Menschen sich stellen, die Beunruhigung und das Mißtrauen, die sie immer wieder ob diesem Nachbarn empfinden (beide existieren übrigens erst seit etwa 100 Jahren, vorher standen die Franzosen in diesem Rufel!), lassen sich im letzten auf die ungelöste und tragische Problematik der deutschen Mitte zurückführen. Sie ist ein Schlüssel zum Verständnis des Deutschen in seinen Beziehungen zur Politik. Sie zeigt aber auch, weshalb der Europa-gedanke im deutschen Volk Fuß fassen konnte: In den gesamten Komplex einer europäischen geschichtlichen Besinnung läßt sich die deutsche Frage sinnvoll einordnen.

Die gegenwärtige politische Situation Deutschlands

Die Tragik der deutschen Geschichte findet heute ihren sprechenden Ausdruck in der politischen Situation Deutschlands. Äußerlich betrachtet erscheint diese Situation einfach als Ergebnis des Machteinbruchs der Sowjetunion in Mitteleuropa. Von innen, von Deutschland aus gesehen, bietet sie sich als Folge des gescheiterten Versuches dar, in neuerer Zeit die deutsche Mitte zwischen Slawen und Romanen zu gestalten.

Deutschland hat infolge des Zweiten Weltkrieges seine Randgebiete im Osten verloren, die im Mittelalter aus den Bevölkerungsüberschüssen Mittel- und Süddeutschlands besiedelt worden waren, und das im 19. Jahrhundert von Bismarck geeinte Reich ist in die Bundesrepublik Deutschland und in die unter

sowjetischer Kontrolle stehende „Deutsche Demokratische Republik“ zerfallen.

Diese Zweiteilung — wenn man Berlins Sonderstellung bedenkt, ist es eigentlich eine Dreiteilung — bildet den Kern der deutschen politischen Problematik; kein anderes europäisches Volk kennt eine ähnlich geartete. Die Deutschen der Sowjetzone stehen nur zu einem verschwindend kleinen Prozentsatz hinter dem Regime von Pankow. Dieses besitzt indessen alle Machtmittel, jede Freiheitsregung augenblicklich im Keim zu ersticken. Zugleich liegt der Lebensstandard der Sowjetzone unter dem der Bundesrepublik. Zahlreiche verwandtschaftliche und menschliche Bande bestehen nach wie vor zwischen den beiden Deutschland. Die Leiden der Menschen in der Sowjetzone

belasten das ganze Volk. Sie machen es in Westdeutschland zur Gewissenspflicht, die Deutschen der Sowjetzone nie zu vergessen.

Politisch betrachtet, muß sich indessen aus der Zweiteilung ein Widerstreit ergeben zwischen dem auf den europäischen Zusammenschluß gerichteten, über bloße nationale Kategorien hinaus denkenden Wollen und dem anderen, dessen Anliegen es bleibt, die Wiedervereinigung beider Deutschland voranzutreiben. Dieses Problem wiederum ist nicht einfach ein politisches Sachproblem: Es hebt sich von einem weltanschaulichen Hintergrund ab, dessen Hauptkolorit die Freiheitsfrage bildet. Uns will scheinen, der Nichtdeutsche übersehe leicht, daß sich das politische Freiheitsproblem für die Deutschen heute in einer ebenso absoluten wie unbarmherzigen Form darbietet: Die Entscheidung der Bundesrepublik für das weltpolitische Lager der Freiheit bedeutet zugleich, daß für das erste siebzehn Millionen Deutsche unter der sowjetischen Bevormundung bleiben müssen. Denn die Sowjetunion wird die Zone nur dann freigeben, wenn sie muß oder wenn sie hofft, ihren Einfluß auf Westdeutschland maßgebend verstärken zu können. Die Frage der deutschen Wiedervereinigung setzt im deutschen Volk einen unerschütterlichen Glauben an den Sieg der freiheitlichen Konzeption voraus. Nur er wird auch den Deutschen in der Sowjetzone die Freiheit bringen.

Die Tragik der deutschen Geschichte wird ob dieses Sachverhalts noch vertieft: Der Freiheitsverlust, den zwölf Jahre nationalsozialistischer Herrschaft das deutsche Volk erleiden ließen, ist durch eine Verzweiflung der großen Massen an den schöpferischen Kräften der Freiheit mitbedingt gewesen. Die Weimarer Demokratie hatte vor der Aufgabe versagt, während den Jahren der Weltwirtschaftskrise Freiheit und soziale Gerechtigkeit (soziale Gerechtigkeit!) miteinander ins Gleichgewicht zu bringen. So siegte schließlich die Tyrannei, die wirtschaftliche Besserstellung versprach. Der Verlust der Freiheit machte sich nicht bezahlt. Es kam zu einem neuen furchtbaren Zusammenbruch, der ein Drittel des Volkes in ärgerer Knechtschaft zurückließ, als der Nationalsozialismus sie bedeutet hatte.

Man könnte sagen, mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges habe die Geschichte das deutsche Volk vor die gewaltige Aufgabe gestellt, in der

Bundesrepublik die Freiheit zu gestalten, zugleich aber zu versuchen, aus den Trümmern der alten Mitte und auf den Grundlagen freiheitlicher Überzeugung die deutsche Mitte zwischen dem slawischen und dem romanischen Europa wiederum herzustellen.

Die Bewältigung dieser Aufgabe wird deshalb nicht einfach sein, weil — wir haben es soeben gesehen — den Deutschen noch ein Geschichtsbild fehlt, das den Sinn ihrer nationalen und ihrer europäischen Sendung auf diese Idee der Mitte zwischen den romanischen und den slawischen Völkern gründen wird. Obendrein ist in den vergangenen Jahrzehnten die vernünftige Beziehung des Deutschen zu Politik, das heißt zur Freiheit und Gerechtigkeit in ihren Verbindungen zur Macht, arg gestört worden. Die Deutschen als ein Volk, das auf allen Gebieten eine möglichst vollkommene Lösung erstrebt, war nie ein ausgesprochen politisches Volk. Denn die Politik muß immer wieder mit dem Kompromiß vorliebnehmen. Es kommt kaum von ungefähr, daß der Begriff des Kompromisses den Deutschen so fremd ist, daß sie, um ihn zu umschreiben, zum Fremdwort greifen mußten.

Den deutschen Charakter fasziniert auch in der Politik das Absolute. Die Besten unter den Deutschen haben immer um die Gefahren dieser Faszination gewußt. Sie wird auch für die kommende deutsche Generation ein Problem bleiben.

Das Disziplinierte und Organisierbare trifft vielleicht im deutschen Volk leichter als in anderen europäischen Völkern auf politische Nachgiebigkeit. In seiner politischen Willensbildung einmal zur Masse manipuliert, ist es, weil leicht organisierbar, auch leicht zu beherrschen. Hitler wußte das und nutzte es aus. Indem man das feststellt, sollte man doch nie vergessen, daß noch nicht die Hälfte des Volkes an den Wahlurnen jene Massenorganisierbarkeit mitgemacht hat und daß sie nur erfolgreich werden konnte unter den Vorbedingungen der Wirtschaftskrise, der Inflation und des verletzten Nationalgefühls. Die Organisierbarkeit der Massen findet heute in der Sowjetzone eine wesentlich geringere innere Bereitschaft, ja, stößt bei diesen Menschen auf entschiedene Widerstände, die eindrucksvoll genug sind.

Die gedrängte Übersicht über den Ablauf der deutschen Geschichte macht eine Abstecker zur Frage der Verhältnisse des Deutschen zur politischen Macht unumgänglich. Die Frage der Beziehung der Europäer zur Macht liegt als Problem an und für sich in der Zeit, seit durch den Ausgang des Zweiten Weltkrieges die Alte Welt — im Vergleich zu ihrer einstigen Stellung — auf dem großen Welttheater weitgehend entmachtet worden ist. Der Umstand, daß nicht alle Europäer innerlich bereit sind, die Tatsache dieser Entmachtung unwidersprochen hinzunehmen und die Konsequenzen aus ihr zu ziehen, ändert nichts darin, daß es sich um eine Wahrheit handelt. Aus politischem Blickwinkel betrachtet, bietet sich die Krise des europäischen Lebenswillens weitgehend als eine Krise der Macht dar.

Politische Macht wird in zwei Erscheinungen sichtbar: in der Notwendigkeit für den Staat, Autorität zu besitzen, und in seinem Recht, mit dem Schwert zuschlagen zu dürfen. Die Geschichte wollte es, daß mit keinem anderen europäischen Volk die moderne Krise der Macht eindringlicher durchexerziert worden ist als mit dem deutschen. Es erfuhr die fatale Auswirkung zerstörter Staatsautorität am Schicksal der Weimarer Republik. Gleich anschließend folgte das katastrophale Drama des vollständigen Macht- und Gewaltmißbrauchs. Vorher aber, schon im 19. Jahrhundert, hatte sich das deutsche Volk eine Staatsform gefallen lassen, in der die Grundsätze militärischer Organisation und Gesinnung auf das zivile Beamtenum übertragen worden waren. In zwei verheerenden militärischen Niederlagen und politischen Katastrophen büßte es gründlicher als alle anderen für sein zu blindes Vertrauen der Macht gegenüber.

Entartungen der Macht und Versuche des Machtmißbrauchs hat es zu allen Zeiten und in allen Völkern gegeben; aber die Reaktionen darauf waren verschieden. Entartungen der politischen Macht hatten im 17. Jahrhundert die englische und im 18. Jahrhundert die französische Revolution zur Folge. Die deutschen Revolutionen des 20. Jahrhunderts — jene von 1918—1920 und die andere von 1933—1945 — spielten sich entweder ab, nachdem der Macht des Staates von außen her bereits das Rückgrat gebrochen worden war, oder als eine Konterrevolution gewaltgläubiger Nihilisten auf dem Rücken eines durch die Wirklichkeit zermürbten Volkes.

Die Gründe für dieses besondere deutsche Schicksal scheinen mir — freilich ein wenig gedrängt formuliert — in drei bei den Deutschen besonders gelagerten Vorbedingungen zu liegen. Einmal in der Tatsache, daß das deutsche Volk seine politische Einigung in jenem späten 19. Jahrhundert gefunden hat, das an und für sich ein zu selbstsicheres Verhältnis zur Macht entwickelt hatte. Für die Deutschen ging es damals darum, auch in bezug auf die straffe Organisation der staatlichen Macht die anderen zu überbieten.

Das aber mußte ihnen zum Verhängnis werden — und damit komme ich zum zweiten —, weil sich dieses Volk als wesentlich organisierbarer und organisationsfreudiger erwies als andere europäische Völker. Vielleicht eben aus seiner Freude an der hohen Leistung und am Wettbewerb. Sollte der Wettkampf gewonnen werden, so bedurfte es der Disziplin, des persönlichen Verzichtes und der gehorsamen Unterordnung unter das Ganze. Wo die Bereitschaft dazu nicht ganz erfüllt schien, halfen die allgemeine Wehrpflicht und der Korporalstab nach.

War „unten“ in den Massen des breiten Volkes die Bereitschaft zur Unterordnung vorhanden — und das ist das dritte —, so bildete das Ergänzungsstück von „oben“ die devote Haltung der gelehrten Geister, der Intellektuellen, der politischen Macht gegenüber. Der deutsche Idealismus hat als geistige Bewegung alle denkbaren neuen Aspekte des menschlichen Denkens entwickelt; auf dem Gebiete des Staatsdenkens neigte er zur Überschätzung der Autorität oder erzeugte die Vorstellung eines für den Fortschritt gewissermaßen allein zuständigen Staates, also eine moralische Hegemonie des Staates, wie das in der Hegelschen Philosophie der Fall war. Große deutsche Denker haben keine klare persönliche Beziehung zur Macht gehabt, deshalb fielen Kultur und Politik hier immer wieder auseinander. Das erschütterndste Beispiel dieser Art bietet kein Geringerer als Goethe: Auf was anderes als auf das unsichere Verhältnis zur Macht kann die Begeisterung zurückgeführt werden, die Goethe nach seinem Gespräch mit Napoleon I. für den Korsen erfüllte? Er hielt ihn für einen Einiger Europas, ohne jedes Gefühl, ja ohne politischen Instinkt für die tyrannischen Seiten des napoleonischen Regiments. Goethes brieflicher Bericht über seine Begegnung wirkt geradezu peinlich.

Die Intellektuellen und die Politik

Die Folge der Unsicherheit der Intellektuellen gegenüber der Macht war — wir sagten es soeben — eine Trennung von Geist und Politik, die die deutsche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts weitgehend gekennzeichnet hat. Die Spitzen des deutschen Geisteslebens verhielten sich dem Staate und seinen Willensträgern gegenüber entweder devot oder teilnahmslos, oder sie gerieten (ausnahmsweise!) in die vollständige brückenlose Opposition zu ihnen. Deshalb kann der sichtbare Wandel, der sich in dieser Beziehung im heutigen Deutschland abgespielt hat, nicht übersehen werden: Bundespräsident Heuss war Professor und Schriftsteller von Rang.

Unter dieser These, es seien in Deutschland seit 1870 Geist und Politik mehr und mehr getrennte Wege gegangen, läßt sich manches am schließlichen Aufkommen des Nationalsozialismus verstehen. Es läßt sich daraus sogar der nihilistische Ausklang der nationalsozialistischen Epoche erklären. Der Geist hatte die Republik nicht gestützt und verhielt sich Hitler gegenüber passiv. Dessen Wut auf die Intellektuellen war eine Wut, die sich gleichsam gegen alle und keinen richtete: auffällige oppositionelle Regungen der Intellektuellen waren schon zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft ausgeschaltet worden. Hernach rächten sich Hitler und seine Helfershelfer durch abgründigen Hohn auf alles Geistige an der Schwäche des intellektuellen Widerstandes. In der Tat und Wahrheit hat es nie eine echte Polarität zwischen dem nationalsozialistischen Machtanspruch und einem gegen ihn opponierenden Geist gegeben.

Ich schrieb oben, die Intellektuellen seien nur in einzelnen Fällen in Opposition, dann aber in vollständige und brückenlose Opposition getrieben worden. In diesem Zusammenhang ist eine Gestalt als typisch zu erwähnen, die in mancher Hinsicht als extremes Gegenstück zu Hitler erscheint, die aber auch ob der Extremität ihrer eigenen Haltung sich als Warner wirkungslos verbraucht hat. Ich meine die leidenschaftlich umstrittene und tragische Figur des Pädagogen und Publizisten Friedrich Wilhelm Förster. Ich halte ihn in seinen unausgewogenen Beziehungen zum Politischen für bezeichnend für das erwähnte unsichere Verhältnis des deutschen Denkens zur Politik. Aus der bitteren persönlichen Erfahrung mit der das Geistige letzten Endes verachtenden Haltung Wilhelms II. und seiner Kreaturen und der dadurch bedingten vorzeitigen Vernichtung

seiner wissenschaftlichen Laufbahn entwickelte sich im Denken Försters eine Kritik am politischen Ungenügen seines Volkes, die sich schließlich in der negierenden leidenschaftlichen Anklage erschöpfte. Alle Sachlichkeit verlassend, nahm bei ihm das Problem die Gestalt an, als ob Machtpolitik in moderner Zeit überhaupt nur von den Deutschen betrieben worden wäre. Er identifizierte das Gute in der Weltgeschichte mit allem, was antideutsch, das Schlechte dagegen mit allem, was irgendein deutscher Staatsmann in der großen Politik je versucht hat. Nicht einmal Gestalten wie Stresemann wurden von diesem vernichtenden Urteil ausgenommen. Mit dem Erfolg, daß das angelsächsische und französische Ausland, das Förster vor der deutschen Unberechenbarkeit warnen wollte, dieser Einseitigkeit nicht glaubte; Franzosen wie Engländer schien es unmöglich, daß sich bei derart subjektiven Verunglimpfungen noch ein Korn Wahrheit finden könnte.

Die Freiheit, die der deutsche Intellektuelle sucht — und daran hat sich nur wenig geändert —, ist die politische Unabhängigkeit. Er wünscht den anständig funktionierenden, von gewissenhaften Fachleuten zuverlässig verwalteten Staat. Dieser soll ihn im übrigen — von einem Minimum unausweichlicher Bürgerpflichten abgesehen — in Ruhe lassen. Brachte England den Staat hervor, dessen Macht durch die freiwillige politische Hingabe einer geschulten Schicht spiel- und regelrecht gehandhabt wird, Frankreich aber den logisch-zentralisierten, bürokratischen, nach außen von Intellektuellen im parlamentarischen Streitgespräch repräsentierten Staat, so blieb bis in die unmittelbare Gegenwart der zuverlässige Beamtenstaat der Fachleute das preußisch-deutsche Ideal. In Zeiten des Staatsnotstandes ist der deutsche Intellektuelle stets bereit gewesen, sich dem Ruf des Staates zu opfern, ohne nach den Zusammenhängen zu fragen. War dagegen der Staatsnotstand nicht gegeben, so wurde das politische Geschäft als garstig und des Intellektuellen unwürdig behandelt.

Ist diese Unsicherheit heute überwunden? Abermals, wenn schon in legaler Form, ist es im neuen Staat die Autorität, die dominiert. Abermals zeigen aber auch gewisse Anzeichen, daß auch bei den Intellektuellen die Hinneigung zu den Extremen — eben das blinde Ja zur Staatsautorität oder das totale Nein zu ihr — nicht völlig überwunden ist. Wie ja auch in der Gesamterscheinung dieses Volkes

zwei bezeichnend deutsche Typen den Zusammenbruch und das Wirtschaftswunder überstanden haben: der vor allem gehorchende Spießier und der demonstrativ „unspießige“ Wandervogel.

Und doch, solches will vorerst nicht mehr sagen als etwa die Tatsache, daß es im heutigen Frankreich noch Vertreter des Jakobinertums neben überzeugten Royalisten gibt. Alle Beobachter der deutschen Situation sind sich darin einig, daß die nüchtern und realistisch denkende junge deutsche Nachkriegsgeneration, weil sie kein bloß emotionelles Verhältnis mehr zum Staat und zur Politik hat, auch in ihrem Verhältnis zur Macht sachlich-distanziert geworden ist.

Und so schließlich ein Letztes, das immer eingeschlossen werden muß, so oft wir Europäer uns Gedanken machen über den Umgang mit Deutschen: Ein Drittel dieses Volkes leistet täglich und stündlich seinen dumpfen, entschlossenen und bewundernswerten Widerstand gegenüber dem politischen Totalitarismus in der Sowjetzone. Es ist ein Widerstand, an dem Intellektuelle, Bauern, Arbeiter und Angehörige freier Berufe teilhaben. Tausende, die mit ihrer Kraft am Ende sind, fliehen. Dieser Widerstand von 17 Millionen Deutschen der Sowjetzone ist eine tägliche Mahnung an alle europäischen Völker! Es hat die Fronten radikal verändert, die Europa vor 1945 ge-

trennt haben. Es ist deshalb als großer Aktivposten einzurechnen in die Bilanz der deutschen Werte und Verlustposten der heutigen Situation.

Die deutsche Freiheit war zu allen Zeiten persönlicher Individualismus und Freiheit zur Erhaltung der inneren Vielgestaltigkeit. Der Deutsche gab dem Staat, was des Staates wert war; im übrigen war er auf eine möglichst weiträumige, staatsfreie, individuelle Sphäre erpicht. Nicht nur um seinen Liebhabereien zu frönen, sondern auch um sich in freier Weise mit Gleichgesinnten zu vereinen.

Deutschland ist das Land der Vereine und geselligen Verbindungen. Die größte und bedeutendste Erziehungsbewegung, die es hervorgebracht hat, die um die Jahrhundertwende entstandene Jugendbewegung und die ihr verwandte Gründungsbewegung für Landerziehungsheime, war in der Vielfalt ihrer Ausprägungen zugleich individualistisch wie auf die Bildung kleinerer Gemeinschaften bedacht. Seit den Freiheitskriegen haben in Deutschland die Jugend- und Studentenbünde ihre Bedeutung behalten. Der Nationalsozialismus unterbrach diese Entwicklung durch den Zwang, mit dem er diese deutsche Eigenart „gleichzuschalten“ und zu lenken versuchte. Bestimmte Wesenszüge der deutschen Jugendbewegung werden aber wieder in Erscheinung treten, weil sie dem deutschen Charakter eigentümlich sind.

Regionale Unterschiede

Diese deutsche Freiheit als Möglichkeit freier Gemeinschaftsbildung hat bis in die neueste Zeit im inneren Aufbau des Volkes ihre Spuren hinterlassen. Deutschland war das Land der Besonderheiten von Räumen und Landschaften. Die Vorgänge der letzten beiden Jahrzehnte haben diese Wesensart zwar verändert und abgeschwächt, gänzlich verschwunden ist sie nicht.

Die inneren Unterschiede des deutschen Volkes lassen sich nach verschiedenen Gesichtspunkten charakterisieren. Der Südwesten unterscheidet sich vom Nordosten durch geographisch und geschichtlich bedingte Merkmale, auch wenn sie in formalem Sinn nicht unbedingt eine Entsprechung bedeuten. Immerhin: Die Landschaften der weiten Ebenen sind allein für den nordostdeutschen Raum typisch, wogegen Mittel- und Süddeutschland gekennzeichnet sind durch die großen waldbedeckten Mittelgebirge. Wie denn überhaupt der Wald als bestimmendes und formendes Merkmal in

das deutsche Landschaftsbild gehört und es recht eigentlich unterscheidet vom westeuropäischen und mediterranen. Der Wald nimmt, als literarischer Gegenstand, wohl kaum in anderen unter den europäischen Literaturen eine gleich beherrschende Stellung ein wie in der deutschen. Schönste deutsche Lyrik ist Lyrik vom Walde.

Doch wir haben von den Unterschieden gesprochen. Trennt der Landschaftstypus der Ebene den deutschen Süden vom Norden und verbindet sich mit der Trennung zugleich ein Unterschied des Menschenschlages, so war wohl stärker und schicksalhafter die von der Geschichte bedingte Trennung dieser beiden deutschen Gebiete. Wir meinen den bekannten Unterschied zwischen jenem Deutschland, das einst während einiger Generationen zum Römischen Reich gehörte, und dem anderen, das jenseits des römischen Grenzwalles, des sich vom Rhein über den Main zur Donau ziehenden Limes, lag. Im südlichen Teil

Deutschlands hat noch vor der Völkerwanderung die römisch-lateinische Kultur gesiegt; im jenseits des Limes gelegenen Teil hat sie sich erst im Mittelalter durchgesetzt, wobei es in den niedersächsischen Gauen nicht ohne schwere und blutige Auseinandersetzungen abgegangen ist. Der Unterschied zwischen diesen beiden Deutschland ist bis in die neueste Zeit lebendig geblieben. Der Norddeutsche ist in den Grundzügen seiner seelischen und charakterlichen Beschaffenheit ein nordischer Mensch, verwandt dem Skandinavier; der Deutsche des Westens, vom Rhein und von der Mosel, aber auch am Main und im eigentlichen Süden, gehört in Struktur und Ausprägung seines Le-

bensgefühls dem mediterranen Kulturkreis an, auch dort, wo er als Rheinländer, als Schwabe, Alemanne oder Bayer seinem Dasein die typischen Züge der Stammesherkunft oder seiner konfessionellen Tradition verliehen hat.

Um gerade noch auf die konfessionelle Mischung hinzuweisen: Der deutsche Katholizismus, vornehmlich im Westen und im Süden vertreten, ist in seinen kulturellen Ausprägungen ein deutscher Barock-Katholizismus, wogegen sich die nordische Verwandtschaft des protestantischen deutschen Nordens in der Tatsache zeigt, daß das Luthertum zugleich die maßgebende Konfession Skandinaviens ist.

Föderalismus

Die innere Verschiedenheit Deutschlands hat im deutschen Föderalismus ihren faktischen Ausdruck gefunden. Das Wort muß mit einiger Vorsicht angewendet werden, weil es nicht die genau gleiche Bedeutung hat wie etwa in Nordamerika oder in der Schweiz. Es gibt einen deutschen Föderalismus — so wie ihn auch das Ausland sieht —, der nicht viel mehr ist als eine Erinnerung an einstige, dynastisch bedingte Zersplitterung, und andererseits die Reste eines echten, in der geschichtlichen Entwicklung und in bestimmten Eigenarten des überlieferten Stammesbewußtseins ruhenden Föderalismus.

Der von außen her aus bestimmten politischen Erwägungen in die deutschen Verhältnisse hineininterpretierte Föderalismus ist in Deutschland selbst nicht populär. Er hat zuletzt seinen Niederschlag in der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland gefunden. Die Bundesrepublik bildet ein Konglomerat von Teilen echter föderativer Tradition — wie die Hansestädte Hamburg und Bremen oder das Land Bayern sie aufweisen — und anderen Gebilden, die konstituiert worden sind, nachdem das alte Preußen aufgelöst worden war. Angemessener als das Wort „Föderalismus“ wäre für diesen staatsrechtlichen Zustand der Begriff des dezentralisierten Staates. Mit anderen Worten: Es handelt sich hier eher um ein bestimmtes organisatorisches Prinzip, eben

das der Dezentralisation, während ein wirklich föderativer Staat aus der Geschichte hervorzugehen pflegt: Die Teile sind dann älter als das Ganze.

Es gibt nun freilich auch im heutigen Deutschland einen derartigen echten föderativen Unterbau. Wir haben bereits seinen Träger erwähnt: Die in das Mittelalter zurückreichende Tradition selbstbewußter freier Stadtstaaten ist in Hamburg wie in Bremen gleich lebendig geblieben. Es ist eine den angelsächsischen Vorstellungen nahekommende Tradition der Selbstregierung.

Das Gegenstück, freilich auf dem Unterbau der Anhänglichkeit eines ganzen Stammes an das überlieferte Herrscherhaus ruhend, bildet der politische Eigenwille und das Selbstständigkeitsstreben Bayerns. Die formenden Kräfte der wittelsbachischen Tradition haben die Regenschaft dieses Fürstenhauses überlebt und das deutsche Bundesland Bayern und seine Hauptstadt München bis in die Gegenwart zum Kern aller innerdeutschen föderalistischen Bestrebungen gemacht.

Weniger greifbar, aber als politische Realität nicht untergegangen, ist der föderalistische Geist des niedersächsischen Welfentums. In ihm decken sich die Erinnerungen an eine fürstliche Dynastie mit der Eigenwilligkeit eines Volksschlages.

Wieder ein anderes Bild bietet die deutsche Vielgestalt in kultureller Hinsicht. Gewiß, die Tatsache, daß das zeitgenössische Deutschland im umfassenden Sinne dieses Wortes keine Hauptstadt hat — Bonn spielt die Rolle einer Verwaltungszentrale —, wirkt sich nachteilig auf das kulturelle Leben aus; Berlin hat ohne Zweifel im alten Reich weitgehend auch die Rolle eines geistigen Mittelpunktes gespielt. Man kann die heutige Lage in dieser Hinsicht aber auch anders sehen: Fiele für Frankreich Paris oder für England London aus, so wären die kulturellen Folgen wahrhaft katastrophal. Die Isolierung Berlins hat für Deutschland keine verhängnisvollen Rückschläge gebracht. Jetzt hat sich eben bewährt, daß es, auch nach 1871, in Deutschland neben Berlin noch andere Städte von großer kultureller Eigenart gegeben hat — Hamburg, Köln, Frankfurt und München etwa, daß Universitätsstädte wie Bonn, Heidelberg, Göttingen, Tübingen — um nur einige zu nennen — in geistiger Hinsicht der Hauptstadt zuzeiten zumindest ebenbürtig waren. Die Blockierung und Halbierung Berlins hat das deutsche Geistesleben vielleicht weniger getroffen als die Bolschewisierung Leipzigs das deutsche Verlagswesen. Der kulturelle deutsche Föderalismus, den auch zwölf Jahre Nationalsozialismus nicht zu zerstören vermochten, gibt der kulturellen Regeneration Deutschlands alle Aussichten. Das darf man sagen, obgleich die Zerstörung alter Stadtbilder und der Schematismus eines fieberhaften Neuaufbaues auch in diesen alten urbanen Kulturzentren manche Verbindung zwischen einst und jetzt zerrissen haben und damit eine wirkliche Voraussetzung aller Kultur fehlt.

Eines ist gewiß: Die vergangenen fünfundzwanzig Jahre haben die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit des deutschen Volkes grundlegend verändert. Die innere Wanderbewegung nahm in Deutschland größeren Umfang an als anderswo. Der Krieg, die Austreibung von dreizehn Millionen Deutschen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und dem Sudetenland, schließlich die Auswanderung aus der Sowjetzone nach dem freien Westdeutschland haben die einstigen Stammesgrenzen fast völlig verwischt. Die Fülle von Typen, wie sie die deutsche Literatur geschaffen hat oder wie sie die Volksphantasie selber hat entstehen lassen — Fritz Reuters „Onkel Bräsig“, Theodor Storms norddeutsche Gestalten, „Tünnes und Scheel“ in Köln, die Figuren aus dem schwäbisch-alemannischen Volkskreis in Johann Peter HeBELS „Schatzkästlein“, die oberbayerischen Charaktergestalten und Karikaturen aus dem alten „Simplicissimus“, um einige wenige zu nennen —, finden sich nur mehr in letzten Originalen. Das technische Zeitalter ist im Begriff, aus Bayern, Schwaben, Franken, Hessen, Rheinländern und Niedersachsen „den Deutschen“ zu machen. Deutschland erfährt hier ein ähnliches Schicksal, wie es alle europäischen Völker heute erleben; höchstens daß dieser Prozeß sich infolge der militärischen und politischen Katastrophe von 1945 in Deutschland rascher und — vielleicht — „amerikanischer“ vollzieht als anderswo. Das vielgestaltige Deutschland von einst erscheint heute zunächst als ein dreigeteiltes: das Deutschland der Bundesrepublik, das Deutschland der Sowjetzone und das Deutschland der Stadt Berlin.

Huldigung an Berlin

Tatsächlich: Berlin gebührt in unserer Darstellung ein besonderer Platz und Hinweis. Berlin ist innerhalb des heutigen Deutschland ein Fall für sich. Diese Stadt war einst, vor allem in den Jahrzehnten zwischen 1871 und 1939, für viele Ausländer, vor allem aber für jene, die Deutschland schlecht und Berlin nur oberflächlich kannten, so etwas wie das städtisch organisierte Wahrzeichen des selbstbewußten und betonten Preußentums. Heute ist es ein starkes Symbol der freien Welt.

Der Krieg hat Berlin unerhörte Wunden geschlagen. Das Kriegsende riß die Stadt durch die drei Besatzungssektoren des Westens und

jenen des Ostens entzwei, hob ihre hauptstädtischen Privilegien auf und schuf einen großstädtischen Raum, in dem sich die freie Welt und die Welt des Sowjetkommunismus in besonders eindrucksvoller Weise und von Spannung erfüllter Atmosphäre gegenüberstehen. Der Süden und der Westen der Stadt, zwei Drittel ihres Gebietes, bilden das freie Berlin, der Rest gehört der sowjetischen Zone an. Jeder fremde Besucher Berlins hat auf seinem Boden die auf der Welt einzig bestehende Möglichkeit, das Aussehen zweier sozialer Lebensformen und zweier politischer Systeme zu studieren, das Wiederaufbauwerk

im freien Teil der Stadt mit dem gespenstisch anmutenden „Wiederaufbau“ im Sowjetsektor zu vergleichen. Berlin ist nicht nur eine vorgeschobene Stellung der freien Welt mitten in der „Deutschen Demokratischen Republik“ und im kommunistischen Block, sondern zugleich eine Taucherglocke, ein Beobachtungsposten an der Küste des Sowjetmeeres.

Der verstorbene Regierende Bürgermeister des freien Berlin Otto Suhr bemerkte einmal in einem Gespräch dem Schreibenden gegenüber, der ausgeprägte und hervorstechende Charakter des Berliners, die sprichwörtliche Aufgewecktheit und die Humorbegabtheit dieses besonderen unter den Typen des deutschen Volkes, rühre aus der starken Mischung der Berliner Bevölkerung her. In dieser Mischung repräsentierte der Berliner das deutsche Volk schlechthin. Von dem Augenblick an, da Berlin Reichshauptstadt geworden war, übte es eine starke Anziehungskraft aus. Es gewann seine hauptstädtische Stellung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sich die Industrialisierung durchsetzte und eine starke deutsche Binnenwanderung anhub. Damals, so sagte Suhr, seien die aufgeschlossenen, unternehmungslustigen Elemente aus dem ganzen Reichsgebiet nach der rasch aufstrebenden Kapitale gezogen. Es seien nicht die schlechtesten, sondern die besten Elemente des deutschen Volkes gewesen, die sich Berlin zugewandt hätten. So sei die Stadt zum Schmelztiegel der guten Eigenschaften der Deutschen geworden, ähnlich wie einzelne deutsche Auswandererzentren der Neuen Welt, und so könne es nicht wundernehmen, daß „der Berliner“ zum ebenso hervorstechenden wie sympathischen Menschentyp geworden sei.

Das Urteil stammt gewiß von einem Manne, der selbst Zuzügler in Berlin und seiner Stadt besonders gewogen war. Wohl ist dieses Urteil vereinfachend, doch nicht schief. Es eröffnet einem manche Zugänge zum Verständnis des berlinischen Charakters, dessen Merkmale unbekümmerte Aufgeschlossenheit, Sinn für Humor und Satire und eine untertänigem Gebaren abholde Lebensart sind. Die Berliner, die auch unter dem nationalsozialistischen Regime eigenwillig und unerschrocken geblieben sind, haben das schwere Schicksal ihrer Stadt mit einer Lebenskraft und einem Lebenswillen gemeistert, die in unserem, dem Defätismus so nahestehenden Zeitalter einzigartig und eine eigentliche Hoffnung sind. Als die Russen bald nach dem Krieg versuchten, den Westen zum Verzicht auf seine Besatzungsrechte in Berlin zu bringen, entschloß sich der damalige Kommandant des amerikanischen Sektors,

General Lucius D. Clay, nicht zuletzt deshalb zum Widerstand und zur Errichtung der Luftbrücke, weil ihn die Widerstandsbereitschaft der Berliner Bevölkerung beeindruckte. Diese Bevölkerung, die von Anfang an gegenüber der fremden Besatzung eine von jedem Ressentiment freie Haltung eingenommen hatte, konnte man unmöglich im Stich lassen. So haben die wehrlosen Berliner damals durch ihre Haltung in entscheidender Weise ihre Freiheit selber mitgerettet.

Wer je in den Nachkriegsjahren Berlin besuchte, konnte nicht unberührt bleiben von der Besonderheit der dortigen Atmosphäre. Wir haben soeben erwähnt, daß es im freien Berlin zwischen Amerikanern, Engländern und Franzosen auf der einen, der Bevölkerung auf der anderen Seite fast vom Beginn der Besetzung an ein stilles Einvernehmen gab. Die Besetzenden waren zugleich als Befreier akzeptiert worden, und die Befreier erkannten die Berliner bald eher als Gleichgestellte an denn als Unterworfenen. Beide Teile waren sich dessen bewußt, daß sie sich „im selben Boot“ befanden. In dieser Hinsicht war Berlin dem übrigen Westdeutschland voraus. Es gewann einen Vorsprung an innerer Selbständigkeit, die in dieser exponierten Stadt besonders beeindruckend muß. Der halb gelassene Humor, die stets zum Angriff bereite Satire — Eigenschaften, die sich die Berliner in ihrer Mehrheit auch dem Naziregime gegenüber bewahrt hatten — befähigen sie, mit ihrer seltsamen, oft unwirklich anmutenden Lage überlegen fertig zu werden.

Berlin ist freilich nicht mehr das alte Berlin. Jeder, der die Stadt vor dreißig Jahren gekannt und geliebt hat, wird nicht ohne Wehmut den Unterschied vom Damals zum Heute feststellen. Es ist keine Hauptstadt mehr, sondern ein demonstrativ vorgeschobenes Bollwerk. Daß aber seine Menschen diese Vorpostenrolle selbstverständlich und ohne jedes Pathos spielen, daß sie die gleichen angeregten, allen Zeitströmungen mit Interesse begegnenden Menschen geblieben sind, macht die Atmosphäre der heutigen, schwer um ihre Existenz kämpfenden Stadt so eindrucksvoll und anregend zugleich. Ich glaube, daß Otto Suhr mit seiner Charakteristik der Menschen dieser Stadt recht gehabt hat. Im Gesamtbild des heutigen Deutschland verkörpert Berlin etwas Eigenes — im geteilten Deutschland wie im freien Europa überhaupt! Zugleich ist der vorwärtsweisende Geist dieser Stadt ein gutes Zeichen für die Entwicklung der deutschen Zukunftskräfte.

Im letzten bleibt uns die Richtung der europäischen und der Weltgeschichte verborgen. Alles, was wir über das Wesen einzelner Völker auszusagen vermögen, nimmt sich aphoristisch aus. Im Hinblick auf das deutsche Volk dürfte nur eines gewiß sein: Es sieht sich in eine schwere politische Realität hineingestellt, die es bewältigen muß. Es wird, genausowenig wie andere Völker auch, bei der Lösung seiner Aufgabe nicht aus seiner Haut heraus können. Das heißt aber nicht, daß es, geformt von den Schlägen seiner bisherigen Geschichte, die Lösungen nicht mit besseren Mitteln versuchen und finden wird. Denn die Völker wandeln sich stärker, als sie selbst es wahrhaben wollen. Wie verschieden ist doch das Urteil, das in den einzelnen Epochen der Geschichte über die einzelnen Völker gefällt wird!

Die Realität bestimmter nationaler Fragen wird nie aus dem geschichtsbewußten europäischen Kontinent verschwinden. Entscheidend bleibt nur, daß die Völker Europas erkennen, wie relativ die Bedeutung allen nationalen Fühlens geworden ist angesichts der Tatsache, daß die Sowjetunion in Mitteleuropa steht. Diese Tatsache fordert wahrhaft gebieterisch, daß die Europäer willens seien, einander zur Lösung ihrer Einzelfragen beizustehen.

Die Deutschen haben als zweigeteiltes Volk eine größere Aufgabe zu bewältigen als andere Europäer. Sie stehen bereits mitten in dieser Aufgabe, während sich ihr neuer Staat noch keineswegs konsolidiert hat und die für ein kleines Verhältnis zur Geschichte nötige Bewältigung der zwölf Jahre Nationalsozialismus erst in den Anfängen steckt. Das deutsche Volk muß lernen, auf lange Sicht an sich und seine Einheit zu glauben, ohne einer Neuauflage eines schwärmerischen Nationalismus zu verfallen und dabei kurzfristig, von Tag zu Tag, mit Kompromissen weiterzukommen. Es wird zugleich seine Fähigkeit beweisen müssen, seine Lage zwischen dem romanischen und dem slawischen Europa mit föderativen Mitteln und ohne Gewalttätigkeit zu meistern. Eine ungeheure Aufgabe! Sie setzt die Wiedergeburt eines starken Lebensgefühls voraus. Das „Wirtschaftswunder“, so wichtig es als eine seiner Voraussetzungen gewesen sein mag, reicht für die Wiedergeburt des Lebenswillens allein niemals aus. Sie muß aus dem Geistigen kommen, aus der europäischen Grundfrage! Wie halten wir in dieser Zeit stand? Das ist die Frage des Zeitalters.

In seinem Gedicht „Grenzen der Menschheit“, dieser klassischen Darstellung der beiden in sich selbst ruhenden Welten, derjenigen des Menschen und derjenigen der Götter, hatte Goethe dem Menschen empfohlen, mit „markigen Knochen auf der wohlgegründeten Erde“ zu stehen. Und er hatte hinzugefügt:

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Dieses Versinken hatte indessen für ihn nichts Furchtbares an sich. Der Sinn des begrenzten menschlichen Daseins war ihm nicht fragwürdig. Deshalb schloß sein Gedicht mit den Worten:

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Das war die eine Seite. In der popularisierten Vergrößerung ergab sich aus ihr die robuste, verhärtete Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts; für sie galt nur mehr die Sicherheit und Festigkeit der „wohlgegründeten Erde“ und der „markigen Knochen“. Ausdruck der anderen Weltsicht und damit einer anderen deutschen und romantischen Gesinnung war „Hyperions Schicksalslied“ von Hölderlin. Auch darin wird die Welt der Götter der Welt der Sterblichen gegenübergestellt. Auch darin wird gesagt, wie die einen, die Himmlischen, „schicksalslos, wie der schlafende Säugling“ atmen. Vom Menschen aber heißt es:

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Darf man nicht sagen, in diesen beiden dichterischen Visionen vom Wesen des Menschen sei die ungeheure Spanne vorausgesehen und

dargestellt, die das deutsche Lebensgefühl innerhalb der letzten hundert Jahre erfahren hat? Ich kenne keinen anderen dichterischen Ausdruck dieses ungeheuren Wandels vom festen zum problematischen Lebensgefühl. Mit Bezug auf die Zukunft wird es bedeutsam sein, nach welcher Richtung sich das Lebensgefühl bewegen wird. Wohl kaum zurück zu Goethes „wohlgegründeter Erde“; dafür ist in Wissenschaft und Wirklichkeit zuviel passiert. Dann also zu Hölderlins hoffnungslosem Dahinfallen, „wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, jahrlang ins Ungewisse hinab“? Manche behaupten das, oft nicht ohne den Anflug eines wollüstigen Heroismus.

Man könnte nun natürlich sagen, der dritte Weg sei jener, den etwa die Kunst von Günther Grass vorzeichnet, der Weg also über den völlig desillusionierten, an den Rand des Zynismus vorgedrungenen und zugleich vordergründigen Realismus. Daß das ein „Weg“

ist, kann nicht bestritten werden; wohin er aber führt, lassen wir offen. Wir halten es nicht für unmöglich, daß auch diese Straßen begangen werden müssen, damit sich der deutsche Geist selbst wieder findet — desillusioniert und trotzdem lebensbejahend.

Sichwiederfinden heißt nämlich heute — und zwar für jedes europäische Volk! — zum Leben und zu den anderen finden. Eine in nationalen Kategorien handelnde Restauration des machtbetonten Europas aus den Zeiten vor 1914 vollendete den Totentanz, der 1914 begonnen hatte. Europa braucht eine neue Beziehung zur Macht, aber eine vergeistigte, eine, die der Gewalttat abgeschworen hat, eine, die selbst neue Mitte sein will. Ohne den Beitrag der Deutschen wird es dabei nicht gehen. Mehr noch: In dieser Möglichkeit liegt die Zukunft des ganzen deutschen Geistes — auch jenes, der durch Staatsgrenzen getrennt bleibt.